



**Migration und
Integration**

spielbein
MUSEUMSPÄDAGOGIK AKTUELL · NO. 65 · APRIL 2003
standbein

Im Oktober 2002 fand in Köln eine Tagung statt, auf der auf Einladung des Ost-West-Kollegs der Bundeszentrale für Politische Bildung zusammen mit VertreterInnen der unterschiedlichen Migrationsorganisationen und Projektgruppen die grundsätzliche Frage eines Migrationsmuseums diskutiert wurde. Einhellig waren alle Beteiligten der Meinung, daß „die Musealisierung der Migrationsgeschichte eine überaus berechtigte Forderung“ sei. Den Grundstock für ein Deutsches Migrationsmuseum sahen die TagungsteilnehmerInnen in den seit Jahren gesammelten Artefakten und Dokumenten des *Dokumentationszentrums und Museums der Migration aus der Türkei* (DOMiT).

Die Vertreter des Schweizer Projekts Migrationsmuseum, die hier ihr Teilprojekt „urbane Begegnungswelt“ vorstellten, hielten der Diskussion entgegen, daß ein zu starkes Gewicht auf die reine Arbeitsmigration gelegt werde, daß die Geschichte der Migration und deren Musealisierung zu dominant seien und vor allem, daß der basisdemokratische Ansatz in der Anfangsphase eher hinderlich denn aufklärend wirke.

Andererseits erfahren wir von einem Berliner interkulturellen Fotoprojekt des *Netzwerkes Migration in Europa*, daß Jugendliche unterschiedlicher Herkunftsländer mit der Kamera ihre Wohnviertel, Familien und Freundeskreise – ihren Kiez – dokumentierten und dergestalt erweiterte Einblicke in die Lebenswelt anderer Kulturen gewinnen konnten. Hier ist die Beteiligung „von Unten“ Voraussetzung, ihre „eigene Identität in einem pluralen Europa zu reflektieren“.

Indes ist die museologische und museumspädagogische Auseinandersetzung mit dem Thema Migration nicht erst seit Beginn des 21. Jahrhundert auf der Agenda. Erste Ausstellungsprojekte gehörten mitunter allein in den Zuständigkeitsbereich der Pädagogik. Erwähnt seien: „Die Türkei – Heimat von Menschen in unserem Land“, 1980er Jahre, „Zum Brot sagt man Ekmek“ von der Projektgruppe *das lebende museum* im Museum für Völkerkunde Wien, 1981, oder aus neuerer Zeit der zweijährige museumspädagogische Modellversuch des Museumsverbandes Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit Regionalmuseen. Er lief 1994-1996 und umfaßte mit Kunstaktionen, Zeitzeugengesprächen und Recherchen in den Sammlungen die breitgefächerte Auseinandersetzung mit Fremdem und Eigenem in Geschichte und Gegenwart.

Ein Ausschnitt, gewiß, aber doch bereits Folge erster theoretischer Beschäftigung mit dem Thema in den 70er Jahren, die dann seit den 80er Jahren zu konkreten Museumsprojekten führen sollte. Migration ist heute in der Tat ein wissenschaftliches Querschnittsthema geworden, ein komplexes und lebensweltlich relevantes Phänomen.

Deshalb erscheint nach einem ersten Standbein Spielbein-Themenheft „*fremd und vertraut – Interkulturelle Museumsarbeit*“ vom Dezember 1996 eine Revision mit dem hier vorliegenden Themenheft *Migration* überfällig. Die nachfolgenden Erfahrungsberichte sind Geschichten des Beginns einer Begegnung mit dem „Fremden“, wie schon weit entwickelter Netzwerke und Integrationsprojekte auf internationaler Ebene mit der Vision eines offenen Europas.

Ulrike von Gemmingen / Wolf von Wolzogen

Die **August-Ausgabe von Standbein Spielbein** hat diesmal kein spezielles Schwerpunktthema. Es ist mal wieder Zeit für eine bunte und vielfältige Mischung aus Theorie und Praxis der Museumspädagogik. Beiträge und Anfragen diesmal bitte direkt an die Redaktion:

Romy Steinmeier, Eidelstedter Weg 63a, D-20255 Hamburg, fon + fax +49(0)40-491 69 59
romy.steinmeier@ngi.de – Redaktionsschluß ist der 15. Juni 2003.

Impressum

Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell,
Nr. 65, April 2003

Herausgeber: Bundesverband Museumspädagogik e.V.

Redaktion: Romy Steinmeier
Eidelstedter Weg 63a, D-20255 Hamburg
fon + fax: +49 (0) 40-491 69 59
e-mail: romy.steinmeier@ngi.de

Gestaltung: typografik, Michael Schulz, Hamburg
e-mail: ms.typografik@gmx.de

Druck: Lebenshilfe g.GmbH, Lüneburg

Anzeigen: Preise nach Anzeigenpreisliste 1/03,
Redaktionsschluß für Anzeigen nach Absprache

Erscheinungsweise und Bezug: Standbein Spielbein.
Museumspädagogik aktuell erscheint 3 x jährlich
(Jahresabo EUR 21,- / Einzelheft EUR 8,-). Für Mitglieder des
Bundesverbandes Museumspädagogik e.V. ist
der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung: Hamburger Sparkasse
BLZ 200 505 50, Kto.-Nr. 1281-121 929

Copyright bei den Herausgebern.

Die Artikel geben nicht notwendigerweise die Meinung
der Herausgeber und der Redaktion wieder.

ISSN 0936-6644

Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell Nr.66
erscheint im August 2003.

Redaktionsschluß ist der 15. Juni 2003.

Wir freuen uns über LeserInnenbriefe und Manuskripte,
behalten uns allerdings Abdruck, Kürzungen und
Änderungen vor.

thema

Jürgen Steen , Migration und Heimat. Zur Gegenwart des Museums	4
Wolf von Wolzogen , Die Geschichte der Migration in Frankfurt	11
Aytac Eryilmaz , Von der Migrantenselbstorganisation zum Museum?	15
Ulrike von Gemmingen , „Diese Farbe ist mir wie deine grünen Augen“	20
Corinne Eichenberger / Sandra Hughes , Museen für die Integration nutzen	24
Rita Klages / Michael Matthes , Migranten und andere Bewohner in Berlin	28
Rita Klages , „Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“	31
Alexander Link , „Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum“ im Stadtmuseum Kassel	36
Thomas Brehm , Angebote für multinationale Klassen	40
Linkliste Migration & Museum	41

projekte

Eva Wal , Saitensprünge	42
Claudia Hanfgarn / Burkhard Hergesell , Tanz als museumspädagogische Methode	48

reflexionen

Frank Jürgensen , Unter dem Teppich liegt der Standard	55
---	----

rubriken

editorial	2
impresum	2
ausstellungen	61
publikationen	63
treffen – tipps – termine	64
und außerdem	67
neues vom verband	72
Jahresregister 2002	76
kurz gefragt	78

Migration und Heimat.

Zur Gegenwart des Museums

Jürgen Steen

Die 650.000 Einwohner Frankfurts am Main zum Beispiel gehören 185 verschiedenen Nationalitäten an. Jeder dritte Einwohner Frankfurts ist nach der Statistik der Staatsbürgerschaften Ausländer. Dieser Anteil ist in den neunziger Jahren mit leicht rückläufiger Tendenz stabil geblieben.¹ Die Vereinten Nationen hatten 1998 185 Mitgliedsstaaten.² Heimat und Welt scheinen tautologisch zu werden, wenn sich die Welt an einem Ort versammelt. Oder ist das das Ende jeder heimatlichen Utopie? Und, was bedeuten Migration und Multikulturalität für ein modernes Stadt- oder Heimatmuseum.

Eine Befragung unter Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen stadt- und heimatgeschichtlicher Museen vor zwei Jahren an Hand des Fragebogens „Heimat“, den Max Frisch 1971 entwarf, ist eindeutig: Niemand kann und will auf Heimat verzichten, über 80% können aber auf das Vaterland verzichten. 90% empfinden die Erde (trotz alledem) als heimatlich. Auch die überwiegend positive Beantwortung der Frage, ob eine zweite, dritte oder vierte Heimat vorstellbar ist, bricht mit der Ideologie einmalig verwurzelter Heimatlichkeit. Etwa für die Hälfte der Befragten ist Wegnahme von Heimat auch die Folge des Ausgeliefertseins an fremde Definitionsmacht. Heimat schließt die politischen Verhältnisse und die Möglichkeit ihrer Mitgestaltung ein. Ebenfalls etwa die Hälfte hat schon Auswanderung erwogen, weil die Veränderung der Lebenswelt, nicht nur durch Eingriffe in die Natur oder Verkehrslärm, sondern auch durch politische Eingriffe belastet wurde.³

Heimat und Welt stehen in einer komplementären Spannung. Die moderne Migrationsforschung und der hier herausgearbeitete Migrationsbegriff belegen, daß die Migration seit Ende der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts „nur“ eine migrationsgeschichtliche Epoche darstellt. Moderne Migrationsgeschichte blendet eine allgemein bedeutsame, historische Perspektive der Vergangenheit und Gegenwart (und der Zukunft) unserer Welt ein. Sie tritt nicht zu etablierten Perspektiven wie Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Frauengeschichte, Rechtsgeschichte oder Kultur-, Stadt- oder Heimatgeschichte hinzu, sondern ist ein in Deutschland noch relativ neues multiperspektivisches Paradigma⁴. International, in England und den USA begannen Migrationsforschung und -theorie bereits um 1880, fast hundert Jahre früher als in Deutschland. Migration wird hier als Phänomen und Symptom der Moderne entdeckt.⁵

Heimat und Migration sind trennscharf in den Konflikt zwischen Tradition und Moderne, den Grundkonflikt des 20. Jahrhunderts, eingebunden.⁶ Es ist kein Zufall, daß in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, mit der Herausbildung der Lager von Tradition und Moderne, in Deutschland Heimatbewegung, völkischer Antisemitismus und agrarromantische Großstadtfeindschaft dominant, das Heimatmuseum erfunden und in England die Ansätze zu einer Theorie der Migration formuliert werden. Das Resümee Ernest George Ravensteins, der als erster Theoretiker gilt, lautet 1885: „*Wanderung ist Leben und Fortschritt – Seßhaftigkeit ist Stagnation.*“ Ravensteins Vortrag ist (erst) 1972 in das Deutsche übersetzt worden, mit Beginn einer relevanten Migrationsforschung in der Bundesrepublik.⁷

Das deutsche Heimatmuseum um 1900 unterstellte Selbsthaftigkeit und „Verwurzelung“ als Bedingung für Heimat und Quelle des Lebens.⁸ Migration wird als historischer Faktor souverän ignoriert und gehört in der zeitgenössischen Gegenwart um 1900 aufgrund des immensen Wachstums der großen Städte durch Zuwanderung zum Arsenal der Kritik der modernen Großstadt als „Pestbeule am Volkskörper“. Heimat im Museum wird in der Frontstellung gegen die Moderne inszeniert, Migration als Grundphänomen der Geschichte ausgeblendet, beiden die Museumswürdigkeit versagt und im Rückgriff auf Vergangenheit Volk, Heimat und Kultur zu einer ewigzeitlichen Triade verklärt.⁹ Die in Wilhelm Peßlers 1927 veröffentlichtem Standardwerk „Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur“ geäußerte Hoffnung, das „*deutsche Volk (werde) wieder zu sich selbst finden*“, unterstellt, daß dieses „selbst“ im Heimatmuseum als „deutsche Kultur“ bereits präsent und anschaulich ist.¹⁰

Die Mobilisierung der Vergangenheit zum Maßstab einer gegenüber der schlechten Gegenwart besseren Zukunft hat ursprungsmythische Züge. Die nationale Aufladung der Kultur unterstellt bindend deren Homogenität. In der Logik der Verknüpfung von Heimat und Verwurzelung ergibt sie sich von selbst. Ist die Kultur der Stadt jemals homogen gewesen? Wenn, wie die Bevölkerungsgeschichte schon seit langem weiß, Zu- und Abwanderung gleichsam natürliche Faktoren der Entwicklung der Städte sind, erscheint die Annahme der Heterogenität der Kultur der Stadt plausibler.¹¹ Der multikulturelle Charakter heutiger Großstädte ist dann zwar immer noch ein historisch neues Phänomen, aber kein prinzipieller Bruch mit Geschichte, sondern Resultat der Globalisierung von Zuwanderung.

Im nationalsozialistischen Antsemitismus ist „der Jude“, der Rassenfeind, bezeichnenderweise der „ewige Wanderer“. Läßt er sich irgendwo nieder, dann allein in der Absicht, dem „Wirtsvolk“ die Heimat zu nehmen. Er ist qua Rasse „heimatunfähig“¹². Die Vorstellung ursprünglicher Homogenität läßt der Antisemitismus rassistisch und mit dem Ideologem rassischer Reinheit als Ideal auf. Vermischung zerstört die positiven rassistischen Eigenschaften. Die Großstadt als Schmelztiegel ist der strikte Anti-Ort der Heimat. Im Anglo-Amerikanischen ist das „Schmelztiegel“-Ideologem positiv besetzt: Die Verschmelzung der Rassen bündelt die positiven Eigenschaften der verschiedenen Rassen.¹³

Wir müssen uns fragen, in wieweit museologische Denktraditionen, in denen wir uns auch heute noch bewegen, ursprungsmythischen Vorstellungen folgen.

Die Museen der DDR und die Museen der alten Bundesrepublik, im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts, haben die Geschichtslosigkeit des alten Heimatmuseums nachhaltig aufgebrochen.¹⁴ Heimat und Geschichte sind komplementäre Begriffe geworden. Das heißt an erster Stelle Zweifel, Heimat könne metahistorisch definiert werden. Zugleich ist damit die Möglichkeit verschlossen, Museums- und Ausstellungswürdigkeit metahistorisch und gegen die reale Geschichte zu definieren. Das beinhaltet den Rollenwandel im Selbstverständnis: Nicht mehr anklagende Parteilichkeit, sondern Forum, Präsentationsort der Geschichte der Lebenswelt bis zur Gegenwart und damit spezifischer Ort der Auseinandersetzung mit ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.¹⁵ Migration ist bereits seit längerem Thema der Museumspädagogik. Der Gegenwartsbezug, der in der Programmatik des modernen Museums als Forderung selbstverständlich ist, ist bisher weitgehend von der Museumspädagogik eingelöst worden. Allerdings: Das Museum als Institution ist betroffen, in seinen Sammlungen, in seiner wissenschaftlichen Definition, nicht nur in seiner Vermittlungstätigkeit. Der museumspädagogische Diskurs ist durch die pädagogische Auseinandersetzung mit der Migrationsgesellschaft angestoßen. Stichwort: Das Eigene und das Fremde.¹⁶

Auch das Eigene und das Fremde sind historisch zu reflektieren. Es liegt auf der Hand, daß mit der Zulassung von Migration und Heterogenität als Heimat und geschichtsbildender Faktoren sich auch die Grenzziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden relativiert.¹⁷

Migration hat nach 1880 fundamentale Bedeutung für die Entwicklung der Städte gehabt, die das zeitgenössische Museum nicht würdigte und würdigen konnte, weil diese Zuwanderung nur Symptom der Moderne und der Veränderung der Welt zum Bösen war. Das Perfide daran ist nicht zuletzt, daß auch nicht gesammelt, Überlieferung geschaffen und bewahrt wurde, das Museum also in jeder Hinsicht als Scharfrichter fungierte und nicht in der Lage war, historische Bedeutung zu konzedieren, ohne sich mit ihr gemein zu machen.¹⁸

Ist Heimatgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts inzwischen konventionelles Ausstellungsthema, so fordert die moderne Migration – die Geschichte

der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – das Museum erneuert. Die Sammlungen sind „deutsch“, völlig unabhängig davon, ob das nationale Kriterium in den Sammelstrategien der letzten Jahrzehnte konzeptionelle Bedeutung gehabt hat. Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind „deutsch“, völlig unabhängig davon, ob sie mit dem Bewußtsein des Weltbürgers auf ihre Stadt schauen oder mit Abscheu, weil die Welt sich in der Heimat, für deren Pflege sie Zuständigkeit beanspruchen, zu versammeln begonnen hat. Im Museum selbst hat mit Sicherheit eine neue Epoche begonnen, weil die durch die Geschichte der Lebenswelt vorgegebene oder scheinbar vorgegebene Monokulturalität nicht mehr repräsentativ für die Lebenswelt der Stadt der letzten dreißig Jahre und ihre Zukunft ist.

Zuwanderung ist so wichtig wie Auswanderung. Auch Verlust nimmt Einfluß auf die weitere Geschichte. Wenn ich den nationalsozialistischen Vertreibungsterror zur Migrationsgeschichte rechne, dann relativiert das nicht den Terror und die Notwendigkeit der Erinnerung daran. Die migrationsgeschichtliche Perspektive blendet genuin die Frage nach dem Verlust ein, die wir viel zu wenig beachtet haben.¹⁹

Die bevölkerungsstatistische Konvention der Unterscheidung nach „deutsch“ und „ausländisch“ ist museologisch nichtssagend. Unterstellen wir zum Beispiel, daß 1960 die Kultur der Stadt Frankfurt am Main für die 1,6% „Ausländer“ nicht weniger fremd war wie für die 122.000 Heimatvertriebenen, respektive den größten Teil von ihnen, wenn sie etwa in Masuren oder im Riesengebirge aufgewachsen waren. Die Rubrizierung der 185 Frankfurter Nationalitäten unter „ausländisch“ besagt hinsichtlich dessen, was für das Museum von Belang ist, überhaupt nichts. Im Gegenteil: Ist für das Museum Kultur von Belang, verstößt das Museum mit dieser Rubrizierung gegen sich selbst, oder es erklärt alle Ausländer für kulturlos oder – nicht minder absurd – es unterstellt eine einheitliche ausländische Kultur. Wenn wir sagen sollten, „ausländisch“ bedeutet nur „nichtdeutsch“ ist damit nichts gewonnen, weil wir dann offenkundig implizieren, daß es eine homogene „deutsche“ Stadtkultur gibt.

Die Zuordnung nach Nationalitäten hat eine geringe historische Tiefe von etwa 130 Jahren. Das gilt auch für andere Ansätze wie der Unterscheidung zwischen „Eigenem“ und „Fremdem“. In der bis 1866 geltenden

Verfassung Frankfurts ist „fremd“ eine Verfassungskategorie, die gegenüber nationalen, ethnischen oder sozialen Kriterien neutral war.²⁰ Relativ gesehen gab es in der Freien Stadt um 1860 weitaus mehr Fremde in Frankfurt als im Frankfurt der Gegenwart ausländische Einwohner. Schließlich ist in Rechnung zu stellen, daß deutschstämmige Einwohner, die irgendwann in ihrem Leben zugezogen sind, die Kultur der Großstadt erst einmal als fremd empfanden.

Für unsere Grundeinstellung auf die Multikulturalität gegenwärtiger Lebenswelten sollten wir begriffliche Orientierungen wählen, die das Gemeinsame prägnant machen, um dann die Vielfalt als Merkmal von Stadt deutlich werden lassen zu können: Jede und jeder, die ihren Lebensmittelpunkt in der Stadt haben, ist zum Beispiel eine Frankfurterin oder ein Frankfurter.

Mit der „multikulturellen Gesellschaft“ verbindet sich eine über zehnjährige Diskussion. Frankfurt hat hier Bedeutung, weil die Stadt 1990, bis dahin einmalig, ein besonderes Amt für multikulturelle Angelegenheiten einrichtete. Diese Diskussion hat in dem für das Museum wichtigen Punkt Klärung gebracht, die Unterscheidung zwischen der „multikulturellen Gesellschaft“ als Ideologie und der Anerkennung ihrer de facto-Existenz.²¹ Multikulturalität ist ebenso wenig wie Kultur statisch. Eine Befragung deutschstämmiger in Deutschland aufgewachsener Jugendlicher, türkischstämmiger in der Türkei aufgewachsener Jugendlicher und in Deutschland aufgewachsener türkischstämmiger Jugendlicher belegt zum Beispiel die übereinstimmende positive Einstellung deutsch-deutscher und türkisch-türkischer Jugendlicher zur Demokratie und umgekehrt bei den deutsch-türkischen Jugendlichen eine tiefe Skepsis. Türkische Jugendliche, die fernab deutscher Leitkultur aufgewachsen sind, haben eine überwiegend positive Einstellung zur Demokratie und türkische Jugendliche, die mit deutschen Jugendlichen gemeinsam haben, daß sie in Deutschland, also im Bannkreis deutscher Leitkultur aufgewachsen sind, nicht. Demokratie wird lebensweltlich pragmatisch beurteilt.

Nation und Geschichte, Kultur und Geschichte sind komplementäre Begriffspaare. Das Gegenüber unserer Museen ist nicht nationale Kultur, das Gegenüber ist die lebensweltliche Kultur. Sie als bloße Widerspiegelung nationaler Kultur aufzufassen, ist falsch, auch wenn wir konzedieren, daß die Kultur der Bundesrepublik inzwischen de facto multikulturell ist.

Das alte Heimatmuseum verwahrte sich bereits gegen die Anmutung, kulturelle Differenzen könnten andere als nur völkische Ursachen haben. Die Überfremdungsrhetorik ist sehr viel älter als die Ankunft türkischer Gastarbeiter. Bereits nach dem Ersten Weltkrieg wird die Amerikanisierung der deutschen Kultur Schreckgespenst völkischer und deutsch-nationaler Befindlichkeit.²² Nach dem Zweiten Weltkrieg hat sich das weiter verschärft, und 1990 waren in den neuen Bundesländern überraschenderweise Töne zu hören, die wie Konserven der deutsch-nationalen Überfremdungsrhetorik der zwanziger Jahre klangen.

Mit Multikulturalität steht es ähnlich wie mit Migration. Die Beschäftigung mit der Frage, ob in den fünfziger Jahren eine neue Epoche der Stadtgeschichte beginnt, öffnet eine historische Perspektive über die Epoche hinaus zurück. In der Frankfurter Geschichte werden die Konflikte, die aus der Zuwanderung religiös verfolgter Minderheiten in der frühen Neuzeit resultieren, konventionell als Fremdheitskonflikte gedeutet. Die Fremden bringen den Frühkapitalismus mit, also, wenn man so will, die Zukunft. Ablehnung des Fremden wird so deckungsgleich mit Ablehnung des Fortschritts und materiell unerklärbar, soll heißen, es bleiben nur psychologische Gründe. Grund der Ablehnung des Fremden ist die Angst vor dem Fremden.²³ Das ist zwar auch heute scheinbar ein sicherer Grund der Erklärung der Ablehnung des Fremden, wenn wir genau hinsehen, wird damit indes gar nichts erklärt. Die Deutung der frühneuzeitlichen Konflikte als multikultureller Konflikte hat mit Sicherheit den Vorteil, daß wir die Konflikte und damit die Auswirkungen der Zuwanderung auf die aufnehmenden Gesellschaften und Kulturen besser verstehen. Die historische Bezeichnung als Fremde wird seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert national verstanden. Haben Migranten für die Geschichte der Stadt, für Kultur und Lebenswelt immer nur marginale Bedeutung gehabt, nicht innovatorisch gewirkt, nie etwas mitgebracht, was die aufnehmende Kultur veränderte?

Die dritte Generation und die erste Generation der türkischen Migration trennen kulturell Welten. Mich beeindruckt immer wieder das Phänomen, daß Migranten der ersten Generation, die nicht viel älter sind als ich, mich an meinen Großvater erinnern, den ich nie so richtig oder vielleicht zu gut verstanden habe. Dagegen die dritte Generation, die meine Kinder sein könnten, glaube ich, gut zu verstehen. „Die“ Türken gibt es schon längst

nicht mehr, falls es sie denn überhaupt jemals gegeben haben sollte.

Multikulturalität ist eben nicht nur Ethnizität, ist Sozialität, ist zeitdifferent. Migration kann auch bedeuten, daß die Migranten an ihrem neuen Lebensort die Zukunft ihrer Herkunftsregionen vorfinden. Sind Migration und Multikulturalität, wie es scheint, tatsächlich komplementär und entscheidende Faktoren der Geschichte mit beachtlicher historischer Tiefe, dann stellt sich abschließend die Frage, was in der Neueinstellung des Museums Heimat bedeuten kann, als gleichberechtigte Erwartung aller Bewohner einer Stadt.

Die Ausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“, die das Essener Ruhrlandmuseum 1998 zeigte, ist, soweit ich sehe, die erste große Museumsausstellung zum Thema gewesen. Der Titel vereint das Unvereinbare oder spricht er an, was Heimat für Migranten schon immer bedeutete?²⁴

Ich möchte noch einige abschließende Bemerkungen zur Entwicklung unseres Heimatbegriffs machen, weil so die Vergleichbarkeit besser gewährleistet ist. Heimat ist erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts als Beziehung des Menschen zur Welt strukturell möglich.²⁵ Heimat ist bis dahin religiöser Gegenbegriff. Nicht zufällig ist zuerst die Natur in einem uns auch heute noch vertrauten Sinn Folie heimatlicher Gefühle. Neben Kunst und Geschichte löst Natur die Religion als globale Deutungsinstanz der Welt ab. Auch Kunst und Geschichte werden säkularisiert, auch ihr Gegenstand wird die Welt. Heimat meint also ursprünglich, daß man überhaupt in der Welt heimisch werden kann, die Welt also nicht mehr bloßes Jammertal ist. Die Obsession gegen die Moderne und ihre Signaturen Industrialisierung, Verstädterung, Zerstörung der Natur, Mobilität, Klassengesellschaft bindet Heimat an Orte und museal monumentierte Vergangenheit. In diesem Sinne wird Heimat erst jetzt entdeckt, völkisch, nationalistisch und rassistisch aufgeladen und so von der Welt und ihrer realen Geschichte getrennt.

In der Lektüre von autobiografischer Migrantenliteratur fällt schnell auf, daß Migranten solche Probleme nicht kennen.²⁶ Die Erklärung dafür ist möglicherweise einfach: Die Herkunftsländer weisen eine andere Zivilisation auf, waren mit mitteleuropäischen Augen gesehen eher Entwicklungsländer, denn Industriestaaten, Religion hatte und hat normative Kraft bis in die Facetten des Alltags. Wenn das Heimatmuseum tatsächlich etwas

typisch Deutsches ist, dann hat das offensichtlich sehr viel mit den Komplikationen unseres Modernisierungsprozesses zu tun. Besonders auffällig ist, daß die Natur in den Zeugnissen von Migranten grundsätzlich nicht Folie heimatlicher Gefühle ist. Das wird damit zu tun haben, daß in den Herkunftsländern mit dominant agrarischen, relativ unterentwickelten ökonomischen Strukturen und geringer Verstädterung der Natur das Dasein abgerungen werden mußte. Bei Migranten aus südeuropäischen Ländern ist die Klage geläufig, daß es in den Herkunftsländern wärmer ist, mehr Sonnenschein, weniger Regen. Deshalb machen die meisten Deutschen Urlaub im Süden.

In der autobiografischen Migrantenliteratur ist Heimat etwas Einfaches. Das Dorf, das verlassen worden ist. Frage: Fahren Sie dort noch hin. Antwort: Nein, es gibt dort niemanden mehr, den ich kenne. In Frankfurt leben meine Kinder. In Frankfurt will man weiter leben, aber in der Heimat sterben. In der dritten Generation türkischstämmig und in Frankfurt aufgewachsen, eine junge Frau: Wo ist meine Heimat. In der Türkei bin ich Deutsche, in Deutschland Türkin.

Was macht Heimat in Frankfurt zur fremden Heimat? Antwort: Vorurteile, Intoleranz, Einsamkeit.

Unter dem Eindruck der Geschehnisse in Rostock und der Morde in Mölln und Solingen hat Joachim Meiner 1993 in der Museumskunde einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er den Museen vorhielt, ihre Ignoranz gegenüber der multikulturellen Veränderung der Lebenswelten würde den Ausländerhaß begünstigen und sei so mitverantwortlich für die Morde.²⁷ Es liegt auf der Hand, daß ein Geschichtsbild, das Migration und Multikulturalität als normale historische Paradigmen ausschließt, die Tradierung nationalistisch und rassistisch aufgeladener Heimatromantik begünstigt. Nicht erst an dieser Stelle wird die Neueinstellung des Museums indes notwendig. Sie wäre auch notwendig, wenn es Rostock, Mölln oder Solingen nie gegeben hätte, weil die ursprungsmythischen Vorstellungen bis heute zum Grundinventar historischen Denkens gehören.

Die Wissenschaften sind von Monokulturalität nicht weniger befangen als die Museen. Der akademische Betrieb ist nur insgesamt universell. Wir verlassen als Spezialisten die Universität und unser wissenschaftlicher Hintergrund ist, völlig unabhängig davon, daß wir alle die Mentalität von Weltbürgern und Weltbürgerinnen haben, „deutsch“, ob wir Kulturhistoriker, Kunsthistori-

ker, Volkskundler, Kulturanthropologen, Museumspädagogen, Numismatiker oder sonst etwas sind. Im Museum haben wir alle schnell gelernt, daß Museumsarbeit im Stadt- und Heimatmuseum Konventionen der studierten Fächer sprengt und viel Neues zu lernen ist.²⁸ Die Akzeptanz von Migration und Multikulturalität stellt uns so gesehen nicht vor neue Probleme.

Hermann Bausinger hat 1993 festgestellt, Heimat sei ein Kürzel für konkrete Lebensqualität, Heimat aber nicht als Nische in einem unheimatlichen Dasein, sondern als umfassende Aufgabe.²⁹ Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß so, im ersten Schritt bestimmte Heimat neutral ist gegenüber multikulturell verschiedenen geprägten Erwartungen und Einstellungen. Heimat wäre immer historisch erworben oder nicht. In diesem Sinne ist fremde Heimat das Kürzel für Qualitätsdefizite. Heimat in der Sicht des Museums verbindet sich mit der Utopie der Stadt, in dem das Museum angesiedelt ist, als Ort des guten Lebens und der Frage, was ist erreicht und was ist zu tun?³⁰

Wenn wir uns mit der Frage, was ist Heimat, beschäftigen, werden wir die Kriterien für den Ort des guten Lebens finden. Widersprüche, Schwieriges, Unvereinbares, das wir vorfinden werden, bespiegelt die realen Konflikte der Lebenswelt, das reale oder potenzielle Unheimatliche. Museen waren genau genommen schon immer gehalten, die Welt, die sie vorfinden und ihre Geschichte erst einmal so zu nehmen, wie sie ist. Das bedeutet eben nicht, sie auch einfach hinzunehmen.

In der Geschichte gab es auch oft genug neben fremden Heimaten, schlechte Heimaten oder Heimat, die gewalttätig genommen wurde. Es gab aber nicht nur Heimat, die genommen wurde, sondern auch fremde Heimat, die zielbewußt gesucht wurde, als Ort des erhofften, ersehnten, erwünschten guten oder besseren Lebens. Heimat hatte schon immer etwas mit Welt zu tun. In dieser Sicht birgt die inzwischen stereotype mitfühlende Beklagung, Ausländer fänden keine Heimat, den Verdacht, daß ein Heimatbegriff am Werk ist, der in der Weise fragwürdig ist, daß Welt nicht mitbedacht wird. Ich kenne Migranten, die seit dreißig Jahren, etwa so lange wie ich, in Frankfurt am Main leben und damit die Entwicklung der Stadt erlebt haben. Sie kamen, als die ersten Hochhäuser Frankfurt den Ruf des Manhattans am Main eintrugen, die riesige Baugrube der U-Bahn das Stadtzentrum unpassierbar machte und der Häuserkampf im Westend der

Stadt den Ruf eintrug, unregierbar zu sein. Sie finden die Stadt heute schön und sagen selbstbewußt, daß sie daran mitgearbeitet haben.

Auch das Schöne gehört zur Lebensqualität. Daß also Heimat auch eine ästhetische Dimension hat und Stadt sie folglich für ein heimatliches Dasein haben muß, war den Diskussionen über Industrialisierung und Modernisierung im 19. Jahrhunderts vertraut. Zum Grundkonflikt des 20. Jahrhunderts zwischen Tradition und Moderne gehört der gegenseitige Vorwurf ästhetischer Verlogenheit. Daß ein Diskurs zwischen beiden Lagern nicht möglich war, zeigen die zahllosen Beispiele dafür, daß die Wahrheit der einen, gleichsam wie ein bedingter Reflex, für die anderen die Unwahrheit war. Das Flachdach der städtebaulichen Moderne und das „deutsche“ Giebedach, Gesellschaft versus Gemeinschaft, Nation oder Volk, Seßhaftigkeit contra Mobilität, Krieg oder Frieden, Bindung gegen Individualität, Dorf oder Stadt, Heimat gegen Welt und umgekehrt. Nur so konnte im Blickwinkel der Moderne Heimat ein vernunftswidriger Begriff werden. Heimat ist etwas Individuelles und bedarf eines Ortes des guten Lebens, um Erfüllung zu finden.

Der Vorwurf gegen die Moderne könnte lauten, dies nicht akzeptiert zu haben. Vorwurf gegen die Tradition wäre, mit ihrem Heimatbegriff Individualität geleugnet zu haben. Das Heimatmuseum insistierte darauf, vergangenes Leben erfahrbar zu machen, nicht Lebensqualität, sondern geprägte, weil ererbte Kollektivität, die über Heimatfähigkeit und Heimatunfähigkeit souverän entschied. In der Normativität dieses Anspruchs lauerte der Tod.

Jürgen Steen
Historisches Museum Frankfurt
Saalgasse 19, 60311 Frankfurt am Main
juergen.steen@stadt-frankfurt.de

¹ Zahlen auch im Folgenden nach: Frankfurter Statistische Berichte. Amt für Statistik, Wahlen und Einwohnerwesen der Stadt Frankfurt am Jahr 1970-2000

² Meyers Großes Taschenlexikon. 7. Auflage. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich 1999, Band 23, S. 209

³ Vgl. Die Welt als Heimat – Die Heimat als Welt. Eine Veröffentlichung der Fachgruppe Stadt- und Heimatgeschichtliche Museen im Deutschen Museumsbund. Frankfurt am Main 2001, S. 17 ff.

⁴ Bahnbrechend sind die Forschungen und Publikationen Klaus J. Bades, vgl. z.B. Vom Auswanderungsland zum Einwanderungsland. Deutschland 1800-1880. Berlin 1983; ders. (Hrsg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart. München 1992; ders. (Hrsg.): Migration – Ethnizität – Konflikte. Systemfragen und Fallstudien. Osnabrück 1996. Zum gegenwärtigen internationalen Stand der Migrationsforschung vgl. Triebel, Annette: Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. Grundlagentexte Soziologie. 2. völlig neubearbeitete und erweiterte Fassung. Weinheim und München 1999, S. 17 ff., 39 ff.

⁵ Vgl. Triebel, a.a.O., S. 48 ff.

⁶ Vgl. Hermann Bausinger: Kritik der Tradition. In: Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion. Hrsg. von Helge Gerndt (= Wege der Forschung 641) Darmstadt 1988, S. 223 ff.; Wilhelm Heinrich Riehl, der als Begründer der Volkskunde gilt, bemerkt 1857, seit Augsburg Fabrikstadt geworden sei, sei der Sinn für die Tradition lebendig, während zuvor, in der „abgestorbenen mittelalterlichen Zunftstadt...das Alte und Überlieferte verachtet und verkommen sei.“ Riehl sieht offenkundig Fortschritt und Traditionsbildung als interdependente Faktoren der Lebenswelt und folgert, „ein erstarrtes Volk (schätze) seine Geschichte gering; das fröhlich auflebende aber hält sie in Ehren.“ Vgl. Augsburgs Studien. Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1873, S.315 f. Mit der Obsession von Volkskunde und Heimatmuseum gegen Großstadt und Moderne und der Polarisierung von Tradition und Moderne geht diese Einsicht verloren.

⁷ Ravenstein, Ernst George: The Laws of Migration. In Journal of the Royal Statistical Society 48, 1885, S. 167-227 und 52, 1889, S. 241-301; deutsch: Die Gesetze der Wanderung I und II. In: Regionale Mobilität. Elf Aufsätze. Hrsg. von György Szell. München 1972, S. 41-94

⁸ Vgl. Walz, Markus: „Wehe dem Heimatmuseum, das nirgends wurzelt!“ Publikumsbezüge in Heimatmuseumskonzepten (wie Anm. 3), S. 65 ff.

⁹ Vgl. Brückner, Wolfgang: Das Museumswesen und die Entwicklung der Volkskunde als Wissenschaft um die Jahre 1902/1904. In: Deneke, Bernward und Rainer Kahsnitz (Hrsg.): Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert. München 1977, S. 133 ff.

¹⁰ Das Heimat-Museum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur. München 1927, Vorwort; S. 335 schreibt Peßler: „Das ist ja ein Hauptreiz an dem Museumsberufe, dem schönsten unter den Berufen, dass man in ständiger Wechselwirkung mit Angehörigen aller Volkskreise bemüht sein darf, der deutschen Volksgemeinschaft zu dienen, ihre Vergangenheit erkundend, ihrer Gegenwart nützend, die Zukunft vorbereitend.“ In der Beachtung der Zeitstruktur der Geschichte (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) unterscheidet er sich von Zeitgenossen und Nachfolgern bis heute. Das „Rückwärts-gewandte“ teilt sich im gesperrten Druck mit. Die „deutsche Volksgemeinschaft“ gilt als Tatsache der Vergangenheit, der Zukunft gilt die Hoffnung ihrer Befreiung.

- ¹¹ Vgl. Walz, a.a.O.
- ¹² Beispiele bei Steen, Jürgen und Wolf von Wolzogen: „Die Synagogen brennen..!“ Die Zerstörung Frankfurts als jüdische Lebenswelt. Historisches Museum Frankfurt am Main 1988, S. 12 ff., 36 ff.
- ¹³ Vgl. Triebel a.a.O.; S. 48 ff.; das Theorem, dessen sozialideologischer Charakter in der Migrationsforschung inzwischen als unbestreitbar gilt, richtete sich ursprünglich gegen rassistisch motivierte Kampagnen gegen Zuwanderung in den Vereinigten Staaten des 19. Jahrhunderts.
- ¹⁴ Beispielgebend wurde Mitte der siebziger Jahre das Rüsselsheimer Museum, vgl. Museum der Stadt Rüsselsheim. Katalog der Abteilung Industrialisierung. Rüsselsheim 1976; vgl. allgemein: Steen, Jürgen: Heimat und Geschichte. In: Heimat Thüringen 2, 1995, S. 5 ff.; ders.: Stadtmuseen. In: Museumskunde 62, 1997, S. 10 ff.; Heinz Reif, Sigrid Heinze und Andreas Ludwig: Schwierigkeiten mit Tradition. Zur kulturellen Praxis städtischer Heimatmuseen. In: Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Hrsg. von Gottfried Korff und Martin Roth. Frankfurt am Main/New York/Paris 1990, S.231 ff.
- ¹⁵ Vgl. Fachgruppe Stadt- und Heimatgeschichtliche Museen im Deutschen Museumsbund: Zur Struktur der Dauerausstellung stadt- und heimatgeschichtlicher Museen. Frankfurt am Main 1998
- ¹⁶ Vgl. Prengel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt. 2. Auflage. Opladen 1995
- ¹⁷ Vgl. Berner, Hermann: DerDieDas Fremde. Dimensionen einer neuen Museumskategorie (wie Anm. 3), S.7 ff.
- ¹⁸ Vgl. Schmidt-Linsenhoff, Viktoria: Großstadtfeindschaft und Historisches Museum. Museumsgeschichte und Stadtgeschichte. In: Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. Deutscher Volkskundekongreß. Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde 13. Berlin 1985, S. 251 ff.
- ¹⁹ Vgl. zuletzt: Das Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel. Jüdisches Museum Frankfurt am Main. Frankfurt am Main 2000
- ²⁰ Vgl. Koch, Rainer: Grundlagen bürgerlicher Herrschaft. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Studien zur bürgerlichen Gesellschaft in Frankfurt am Main 1612-1866 (= Frankfurter Historische Abhandlungen 27) Wiesbaden 1983
- ²¹ Vgl. Triebel a.a.O., S. 64 ff.
- ²² Beispiele bei Steen, Jürgen: Tony Sender. 1888 – 1964. Rebellin, Demokratin, Weltbürgerin. Historisches Museum Frankfurt am Main 1992
- ²³ Karpf, Ernst: „Und mache es denen hienächst Ankommenden nicht so schwer...“ Kleine Geschichte der Zuwanderung nach Frankfurt am Main. Frankfurt am Main/New York 1993, S. 49 ff.
- ²⁴ Vgl. Fremde Heimat. Yaban, Silan Olur. Eine Geschichte der Einanderung aus der Türkei. Ruhrlandmuseum. Essen 1998
- ²⁵ Vgl. Bausinger, Hermann: Heimat und Identität. In: Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. 22. Deutscher Volkskundekongreß in Kiel vom 16. bis 21. Juni 1979. Hrsg. im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde von Konrad Köstlin und Hermann Bausinger. Neumünster 1980, S.9 ff.
- ²⁶ Vgl. „Ein Koffer voller Träume“. Ältere Migranten erzählen. Frankfurt am Main 2002
- ²⁷ Vgl. Sackgasse Museum? Überlegungen zur Multikulturellen Verantwortung historischer und kulturhistorischer Stadt- und Regionalmuseen. In: Museumskunde 58, 1993, S.131 ff.
- ²⁸ Steen, Jürgen: Die Einzigartigkeit des Museums. In: Standbein Spielbein, 1998 Heft 51; S. 12 ff.
- ²⁹ Vgl. Heimat Thüringen. Kulturelle Identität im Wandel. Tagung der Thüringischen Vereinigung für Volkskunde und des Zentrums für Thüringer Landeskultur. 26.-28.März 1993. Dokumentation der Tagungsbeiträge, S.14
- ³⁰ Vgl. Steen, Jürgen: Die typologischen Besonderheiten des Museums für Geschichte. In: Informationen des Sächsischen Museumsbundes 7, 1993, S.72 ff.

Die Geschichte der Migration in Frankfurt

Über das Rahmenprogramm einer Ausstellung des Historischen Museums Frankfurt

Wolf von Wolzogen

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde“ (Karl Valentin)

Geschichte

„Deutschland ist ein Einwanderungsland.“ Dieser Satz ist weniger eine Forderung als reale Wirklichkeit. Frankfurt ist seit über 750 Jahren Handels- und Messestadt. „Meßfremde“ sind deswegen seit eh und je zu Gast in der Stadt. Aber auch aus politischen und religiösen Gründen Verfolgte fanden hier Aufnahme. Eine Jüdische Gemeinde gibt es seit dem 12. Jahrhundert. Frankfurt entwickelte sich zur „Drehscheibe des Refuge“, der aus Frankreich vertriebenen Hugenotten. Nach England emigrierte reformierte Wallonen und Flamen, sowie englische Protestanten fanden in Frankfurt Schutz vor der Verfolgung der katholischen Maria I. Nach den Pogromen in Russland Ende des 19. Jahrhunderts wird Frankfurt nicht zuletzt Zufluchtsstätte für Ostjuden.

*Tischlerkurs im Internationalen Familienzentrum Frankfurt im Rahmen von Maßnahmen zur beruflichen und sozialen Eingliederung junger Ausländer, 1983.
Foto: Inge Werth*



Nach 1945

Der Zuzug von Flüchtlingen in der Nachkriegszeit der 50er und 60er Jahre beginnt das demographische Bild der Stadt zu verändern. Mit dem allmählichen Zuzug von „Gastarbeitern“ seit den frühen 50er Jahren, zunächst aus Marokko, dann aus Italien, Griechenland, Spanien, Türkei, Portugal, Tunesien und Jugoslawien bis in die späten 60er Jahre erhält Frankfurt zunehmend sein multikulturelles Bild. Trotz verändertem Sprachgebrauch – der umgangssprachlich, ideologisch gefärbte Begriff „Gastarbeiter“ wird abgelöst vom „Arbeitsimmigranten“ respektive dem objektiv wissenschaftlichen Terminus „Migrant“ – bleibt die soziale Stigmatisierung etwa im Griechischen sprachlich noch lebendig: „*Mas lene Gastarbeiter*“ = Man nennt uns Gastarbeiter! Neben den ökonomisch motivierten Zuwanderern gab es immer die politischen Flüchtlingen aus den Diktaturen der Welt, sei es aus der griechischen Junta 1967-74, aus dem Francofaschistischen Regime, aus dem Portugal Salazars oder dem persischen Schahregime: Frankfurt galt vielen als transitorischer Ort. Doch für viele wurde die Stadt auch zur endgültigen – widerspruchsvollen – Heimat. „Kanak Attak“ ist vor allem in Frankfurt kein *Fremdwort*.

Migration und Globalisierung – Ein Exkurs

Wenn wir von Integration reden, dürfen wir von Europa nicht schweigen. Der Begriff Arbeits-Migration im tradierten Sinn greift dann m. E. zu kurz, um die Migrationen, nämlich die Wanderungs-Bewegungen der modernen globalisierten Gesellschaft in allen Facetten zu erfassen. Der „Immigration“ lag ein nationales Muster zu Grunde, während Migration als objektiver wertneutraler Begriff ökonomisch, wirtschaftlich, politisch und kulturell viel weitreichender ist. Die globale Community erzeugt Migrationsbewegungen, eben Pendlerströme über alle Grenzen hinweg. Traditionelle Rollenmuster lösen sich auf, Beziehungsstrukturen verändern sich. Maximale Flexibilität wird eingefordert. Heute in London, morgen in Paris, der erste Wohnsitz auf halber Strecke in Brüssel! Oder ein Leben zwischen Frankfurt am Main und Potsdam. Auch das ist Migration. Hier geht es nicht um Integration, sondern um das Zusammenwachsen von Europa (von Welt). Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Europäischen Zentralbank sind zum überwiegenden Teil Ausländer, abgeordnet auf Zeit, die sich in Frankfurt

nicht „heimisch“ fühlen, aber auch nicht fremd, weil Frankfurt, diese kleinste Metropole Europas zugleich auch die am amerikanischsten geprägte ist: polyglott offen, ohne nationale Vorbehalte mit viel Raum für die Entfaltung der einzelnen Communities.

Das Ausstellungsprojekt „Treffpunkt der Kulturen“

Einen wesentlichen Schwerpunkt der Ausstellung bildet die Geschichte der Migration nach 1945. Das gewandelte Bild der Stadtgesellschaft lässt dabei drei Paradigmen erkennen: Fortschritt – Beharren – Ambivalenz. Thematisiert werden herausragende Ereignisse der Geschichte der Migration, ihre Ursachen und Folgen sowie Zeit überdauernde Phänomene. Zu den herausragenden Ausstellungsobjekten gehören natürlich landesübliche Trachten und Musikinstrumente, ein durch mehrere Generationen bewahrter Gebetsteppich, erste Arbeitsverträge mit Ausländern als Trümmerräumer nach 1945 sowie Firmeneinladungen an potenzielle „Gastarbeiter“ oder die vollständige Inneneinrichtung der ersten türkischen Änderungsschneiderei. Exemplarische Inszenierungen bilden dabei Raum für Empathie. So kann der Hauptbahnhof mit dem symbolhaften Koffer als Sinnbild für Ankunft und Abreise gedeutet, hier gleichsam zum Ort der Ausstellungs-Nachbereitung werden und Ort für die Gespräche innerhalb des Rahmenprogramms (auch in den Printmedien der 60er Jahre tauchte zuerst der Hauptbahnhof als Ort des Fremden auf, eher aber als Metapher des Passagieren, Ephemereren, denn an Verfestigung dachte noch keiner.)

Die Ausstellungsprogrammatik mit Schwerpunkt Geschichte der Migration nach 1945 bildet zugleich die inhaltliche Voraussetzung für das Rahmenprogramm „Treffpunkt der Kulturen“: Angesichts der 185 ausländischen Communities müssen thematische Schwerpunkte gebildet werden: epochal, kulturell, historisch.

Kooperationspartner

Mit vielen städtischen und nicht-städtischen Organisationen arbeiten wir bereits zusammen. Unser Kooperationspartner, das Amt für Multikulturelle Angelegenheiten berät und vermittelt in allen Fragen, die Integration und Multikulturalität betreffen. Das AMKA ist in seiner Art einzig in der Bundesrepublik. Zusammen mit dem Historischen Museum, der Jugendbegeg-

nungsstätte Anne Frank, dem Frankfurter Jugendring, der Jugend-Kultur-Werkstatt-Falkenheim-Gallus, dem Verein für Frankfurter Arbeitergeschichte und dem Pädagogischen Institut Frankfurt entstand 1999 eine einzigartige Trägerschaft für das Ausstellungsprojekt „Spurensuche: Geschichte(n) und Gegenwart der Migration in Frankfurt am Main“. Von der Jugendbegegnungsstätte Anne Frank wurde das Projekt „Interessante Erwachsene – ältere Migranten erzählen Jugendlichen aus ihrem Leben“ erarbeitet. Die Biografie und das Tagebuch der Anne Frank bilden den Ausgangs- und Bezugspunkt der Arbeit der Jugendbegegnungsstätte. Ihr Schicksal steht exemplarisch für das aller Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus Opfer von Antisemitismus und Rassismus wurden. Die Achtung der Menschenrechte und die Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, sozialem Status und Lebensweise steht im Mittelpunkt aller Arbeit. Das Zeitzeugenprojekt ist zugleich das Vorläuferprojekt unserer Ausstellung „Geschichte der Migration in Frankfurt“. Die Interviews der Jugendlichen mit MigrantInnen der ersten Generation spiegeln bereits die ganze Bandbreite von Fremdheit und Annäherung. Neben dem Ausländerbeirat als politischer Vermittlungsinstanz und dem Verband bi-nationaler Familien und Partnerschaften (IAF) werden nicht zuletzt mit dem Museum der Weltkulturen gemeinsame Projekte innerhalb des Rahmenprogramms angeschoben. Ausgangspunkt sind die europäischen Migrationsbewegungen und ein gleichsam kulturanthropologischer Blick. Die vielen Kultur- und Elternvereine, Jugend- und Studentengruppen, die Gemeinden der einzelnen Communities, berufsständische und akademische Organisationen; Glaubensgemeinschaften und Sportvereine, sie alle anzusprechen wäre vom Museum alleine nicht zu leisten. Ohne die Unterstützung der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, die sich mit einem wesentlichen Betrag am Zustandekommen der Ausstellung beteiligen wird, blieben auch alle weiteren Aktivitäten schon im Ansatz stecken.

Thematische Schwerpunkte

Schwerpunkte bilden Interviewprotokolle und Selbstzeugnisse von MigrantInnen aus Frankfurt, Film- und Tonbeispiele, Stadtgänge, Theater- und Musikveranstaltungen, Lesungen und Podiumsdiskussionen, Feste und religiöse Feiern im Jahreskreis, Essenszeremonien

und Streitgespräche.¹ Im Spannungsfeld von Vergangenheit und Gegenwart lassen all diese möglichen Aktivitäten im Laufe der Zeit einen Kulturteppich entstehen, der gleichsam den Rahmen integrativer Kommunikation im Museum bildet.

Der interkulturelle Dialog vermittelt anschaulich den Wandel der Generationen. Dazu Beispiele:

- Film- und Videoworkshops: „Wir und die Anderen“. Spurensuche mit Kamera und Tonband. Befragung untereinander, in den Familien, auf der Straße
- Plakatausstellung „Typisch deutsch – typisch fremd...“
- „Lauter erste Male“: die erste Eisdiele, der erste Pizzabäcker, der erste Döner-Kebab, die erste Moschee, der erste „Ausländer“ in der Klasse...
- Zeitzeugen im Museum – Prominente MigrantInnen aus Kultur, Wissenschaft und Ökonomie, Handel, Banken und Sport erzählen
- Bekannte MigrantInnen führen durch ihr Frankfurt
- Der Hessische Rundfunk als Medienpartner mit einer Veranstaltungsreihe „Fremd vertraut in Frankfurt“ am neuen Sendeort im Historischen Museum
- Multikulturelle Themen in der Schule: Gespräche mit Lehrern, Schüler- und Elterngruppen
- Ein Stadtteil im Fokus: Das Gallusviertel – Vom „Kamerun“ zum multikulturellen Stadtteil
- „Ein Koffer voller Träume“ – MigrantInnen erzählen. Ein Erzählteppich dreier Generationen aus einem seit langem bestehenden Arbeitskreis „Alter und Migration“ im AMKA
- Religiöse Vielfalt – Fachleute und Vertreter der religiösen Gemeinden diskutieren (kontrovers)
- Stadtgang zur jüdischen Geschichte in Frankfurt vom Mittelalter bis zur Zerstörung der Jüdischen Gemeinde
- Die Welt in Frankfurt: ein Globus im Kleinen – Ein Workshop
- Das multikulturelle Frankfurt von A - Z – ein Vademecum
- Thematische Ausstellungsvorschläge bieten die Gewähr, daß wir die unterschiedlichen Communities auf gleicher Ebene ansprechen können: „Mit einem Koffer nach Frankfurt...“, „Meine Heimat – Mein Exil“, „Der-Die-Das Fremde – revisited“, „Einhundertfünfundachtzig Dinge sind die Welt – Wenn die Dinge ihre Geschichte(n) erzählen“, „Vor Vierzig Jahren – In der Frühzeit der Gastarbeit“, „Früher waren wir Gastarbeiter – Heute sind wir Deutsche (Staatsbürger)“, „Meine

Eltern sind Ausländer, ich bin Deutsch! Vom Wandel der Generationen“ u.v.a.

Stadtgang „Fremde und Minderheiten in Frankfurt“

Ausgehend von den im historischen Museum präsentierten Kunst- und Alltagsobjekten werden exemplarische Orte in der näheren und weiteren Umgebung des Museums auf ihre „Fremdheit“ hin befragt. Der offene Stadtgang versucht, die ambivalente Beziehung von Eigenem und Fremdem vom Mittelalter bis heute nachzuvollziehen. Dabei werden Brüche und Kontinuitäten evident. Nicht zuletzt werden durch eine dergestaltige Spurensuche unbeachtete Orte sichtbar gemacht oder für unsere Lebenswelt zurück gewonnen.

Der Stadtgang (vom ältesten Döner-Kebab über die Kleinmarkthalle zur ersten Eisdielen) ist als roter Faden zu verstehen: Nicht alle Orte lassen sich voraussetzungslos oder ohne Absprachen „betreten“. Wir verstehen dies als den kommunikativen Akt des Stadtgangs, etwa in einem Kulturzentrum mit Verantwortlichen und Besuchern ins Gespräch zu kommen. Im Dialog offenbaren sich für beide Seiten ungeahnte neue Seiten, für die vielleicht erst in fernerer Zukunft positive Erfahrungen gezeitigt werden. „Fremdes“ wird so gleichsam auf den Prüfstand gestellt, um zu entdecken, daß nicht nur in der Sprache vielfältige kulturelle multiethnische Einflüsse sich niederschlagen. Jugendliche Dresscodes sind mittlerweile international/global, in den vielfältigen Kulturvereinen indes werden traditionellen Tänze und Musikkultur weiterhin gepflegt, auch und gerade von Jugendlichen. Die „deutsche Küche“ ist längst durch multinationale Genüsse bereichert worden. Die Kleinmarkthalle – einer unserer Orte – bietet Kulinarisches aus ganz Europa, Nordafrika, Arabien und Asien. Im Gespräch mit den Händlern erfahren wir deren Lebensgeschichten, aber auch den Weg fremder Genüsse.

Unsere Stadtgänge verlassen gewissenmaßen den eurozentristischen Blick. Unsere Zielgruppen sind Einheimische und Fremde gleichermaßen. Wechselseitig erfahren sich die TeilnehmerInnen als „Experten“, die je eigene (fremde) Geschichte und Kultur den anderen Stadtgang-Beteiligten näher bringen.

Neue Fragestellungen für die Forschung

- Welche Bedeutung hat die Migration für die Entwicklung der Stadt seit dem Mittelalter?
- Das „regionale Prinzip“ – sind neue museale Sammlungsstrategien notwendig?
- Paradigmenwechsel in der Ausstellungskonzeption – Wie sieht das Historische Museum von Morgen aus?
- Multikulturalität im Fluß – Wie wird der beständige gesellschaftliche Wandel im Museum abgebildet?

Wolf von Wolzogen

Museumspädagoge am Historischen Museum Frankfurt
Saalgasse 19, 60311 Frankfurt am Main
wolf.vonwolzogen@stadt-frankfurt.de

¹ Vielfältige Anregungen dazu erhielt ich während eines Workshops im Rahmen der Fachtagung des Bundesverbandes Museumspädagogik „Zeitzeichen – Leitzeichen. Kommunikation im Museum“ 2001 in Berlin. „Wir waren die Ersten – Interkulturelle Kommunikation: Museumsarbeit mit MigrantInnen“, so lautete die Sonderausstellung des Heimatmuseums Berlin-Kreuzberg (www.kreuzbergmuseum.de), mit der Stadtentwicklung und Migrationsgeschichte eines Stadtteils näher betrachtet wurde. Motto: „Die Geschichte der MigrantInnen aus ihrer Perspektive darstellen“.

Von der Migrantenselbstorganisation zum Museum?

Aytaç Eryilmaz

DOMiT, das Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei, ist ein gemeinnütziger Verein. Es ist aus einer Selbstorganisation von Einwanderern hervorgegangen.

Die Idee, ein öffentlich zugängliches Archiv über die Migration aus der Türkei zu schaffen, entstand Ende der 1980er Jahre. Langfristig sollte ein Museum entstehen mit Möglichkeiten für Bildungsarbeit. In diesen Jahren hatte der Prozeß der Niederlassung der Arbeitsmigranten aus der Türkei in Deutschland eine neue Stufe erreicht. Wenn auch immer noch sehr viele Migranten und Migrantinnen aus der ersten Generation auf eine Rückkehr in die Türkei im Rentenalter hofften, so richtete man sich mehr und mehr dauerhaft in Deutschland ein. Die Orientierung auf ein dauerhaftes Leben in Deutschland verdrängte die Orientierung auf die Türkei. Viele hatten sich vom eigenen Herkunftsland entfremdet, die eigenen Kinder waren hier geboren und aufgewachsen und wollten in die Türkei nur noch zum Urlaub. Untersuchungen aus diesen Jahren zeigen, daß die Arbeitsmigranten ihre Rückkehr entweder von der Rente oder der Bildung der Kinder abhängig machten.

Deutlich wurde dieser Wandel auch am Konsumverhalten der Migranten. Immer öfter wurde das Geld in Deutschland für gute Wohnungen und Mobiliar verbraucht oder angelegt, die Ersparnisse flossen in langfristige Bausparverträge, Lebensversicherungen usw. Ende der 1980er Jahre glaubte weder die deutsche noch die türkische Regierung an eine massive Rückkehrbewegung. Der Prozeß der Niederlassung im Einwanderungsland Deutschland ist für die Migrantinnen und Migranten auch aus den anderen Herkunftsländern ähnlich verlaufen.

Die deutsche Gesellschaft hat diesen Wandel zur Einwanderungsgesellschaft lange Zeit nicht bemerkt. Heute sind zwar erste Veränderungen in der Einstellung der Mehrheitsgesellschaft erkennbar und spiegeln sich in einigen Gesetzen wider. Trotzdem werden Migranten vor allem als Problemfälle wahrgenommen, wenn z.B. durch Sprachprobleme der Schulunterricht leidet, wenn sie straffällig werden, sich „illegal“ hier aufhalten oder wenn sie rassistisch angegriffen werden. Dann wird eine Menge Geld für Sozial- und Jugendarbeit bereitgestellt und manchmal auch Mittel gegen Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhaß. Doch statt Migranten als gleichwertige Menschen anzuerkennen, die ein Recht haben, mit gleichen Rechten hier zu leben, werden ihre angeblichen Integrationsdefizite beklagt. Leider herrscht noch immer die Meinung vor: „Die müssen sich anpassen und in der Mehrheitsgesellschaft aufgehen“ oder sogar „Die kehren zurück“. Dabei ist die Einwanderungsgesellschaft längst Realität. Migranten hatten nie einen „Gästestatus“, sondern sie sind Teil der Gesellschaft in Deutschland. Und: Sie haben einen bedeutenden Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte geleistet. Trotzdem gibt es bis heute in Deutschland kein Archiv und Museum, das diese widersprüchliche Geschichte der Einwanderung in der Bundesrepublik dokumentiert.

Gründung und erste Schritte von DOMiT

Bis DOMiT sich etabliert hat und andere Notiz von einer derartigen Organisation genommen haben, gab es in Deutschland weder ein größeres

Archiv noch ein museales Bestreben im Bereich der Migration. Die staatlichen Stellen in Deutschland – West wie Ost – unternahmen auch kulturpolitisch nichts in dieser Richtung.

Das Konzept und die Gründung von DOMiT wurden von einer kleinen Gruppe von Intellektuellen aus MigrantInnen aus der Türkei vorbereitet. Um Unterstützung aus dem gesamten Spektrum der Migrationsgruppe aus der Türkei zu gewinnen, setzte sich diese Gruppe mit zahlreichen türkischen Personen und Institutionen in Deutschland in Verbindung. Jedoch ließen sich die meisten türkischsprachigen Intellektuellen der ersten Generation, die in sozialen, gewerkschaftlichen und kulturellen Bereichen aktiv waren, anfangs von dieser Idee nicht begeistern und blieben zunächst auf Distanz. Bei ihnen herrschte die ideologisch und politisch begründete Türkeiorientierung vor.

Wenn man an die ersten Jahre der Arbeit von DOMiT zurückdenkt, kann man sogar sagen, daß diese Skepsis nicht unberechtigt war: Das Fehlen finanzieller Quellen und die begrenzte Zahl der überwiegend ehrenamtlich arbeitenden Mitarbeiter brachten die Arbeit fast zum Stillstand. Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurden die öffentlichen Gelder für kulturelle Projekte von MigrantInnen sogar erheblich gekürzt. Gleichzeitig verstärkte sich nach 1989 noch der Rassismus, besonders der Haß gegenüber Menschen aus der Türkei. Die rassistische Mobilisierung im Umfeld der Asyldebatte gipfelte in den Mordanschlägen von Mölln, Rostock und Solingen.

In dieser Zeit begann DOMiT in mühevoller Kleinarbeit ein Dokumentationszentrum aufzubauen, knüpfte Kontakte zu Hochschulen und Forschungsinstitutionen, realisierte kleine Projekte – teilweise über ABM finanziert – und sammelte dabei Material für ein Archiv über die Migration aus der Türkei.

Angeregt durch das Konzept des Vereins haben andere türkische und deutsche Organisationen ebenfalls Versuche gestartet, Material zu sammeln. Viele Initiativen erwiesen sich jedoch nicht als gut durchdacht und gaben nach kurzer Zeit wieder auf.

Ziele und Prinzipien

DOMiT will in erster Linie das umfassende Gedächtnis der türkischen MigrantInnen sein. DOMiT fragt dabei nicht nach richtig oder falsch, politisch oder mo-

ralisch, gut oder schlecht, noch sind nationale, weltanschauliche oder religiöse Kriterien ausschlaggebend, ob etwas in die Sammlung gehört oder nicht.

Mit seiner Arbeit will DOMiT die Migration aus der Türkei durch Dokumente, Erinnerungsstücke, Objekte, Fotos, Film- und Tondokumente usw. verdeutlichen. Infolge der langjährigen Arbeit in diesem Bereich ist eine einzigartige breit gefächerte Sammlung entstanden.

DOMiT ist überzeugt, daß auch das fehlende Geschichtsbewußtsein der MigrantInnen und der deutschen „Mehrheitsgesellschaft“ mit dazu beiträgt, den Nährboden für Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sowie die Diskriminierung von Minderheiten zu bereiten. Die Arbeit von DOMiT soll der „Mehrheitsgesellschaft“ einen umfassenden Zugang zur Erfahrungswelt der MigrantInnen vermitteln und gleichzeitig zur kulturellen und historischen Eigenvergewisserung jüngerer MigrantInnen beitragen. Das Archiv ist öffentlich zugänglich. Eine Dauerausstellung zur Geschichte der Migration soll langfristig in ein Migrationsmuseum einmünden.

DOMiT verfolgt keine politischen und ideologischen Ziele und macht bei seinen Arbeiten keine religiösen, weltanschaulichen oder ethnischen Unterschiede. Aus der Türkei stammende Quellen werden nur bezüglich des Themas Migration archiviert. Es ist nicht die Aufgabe des Vereins, die Dokumente oder andere Quellen zu interpretieren.

Als Mitglied werden nur Einzelpersonen akzeptiert.

Die DOMiT-Sammlung

Die ständig anwachsende Sammlung besteht aus Schrift-, Bild- und Tonquellen sowie aus Objekten des täglichen Gebrauchs. Darunter ca. 900 Dokumente, 600 dreidimensionale Objekte, 200 Plakate, ca. 3.000 Fotos, ca. 4.000 Schallplatten, Kassettencover, Tonkassetten, Videos, 150 Interviews mit MigrantInnen der 1. Generation und 30 Zeitzeugen auf Kassetten, ca. 3.000 Bücher und 200 Archivkartons mit Fachzeitschriften, Stadtteilzeitschriften usw. in der Bibliothek.

Die museale Sammlung ermöglicht eine Rekonstruktion und eine visuelle Darstellung der Alltags- und Sozialgeschichte der MigrantInnen aus der Türkei. Die Bibliothek wird je nach finanzieller Lage durch den Erwerb von neuen Büchern erweitert.

Einige Erfahrungen

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung von DOMiT war die Zusammenarbeit mit dem Ruhrlandmuseum in Essen. Dieses sozialhistorisch ausgerichtete Museum war bis dahin die einzige etablierte Institution, die eine offene, gleichberechtigte Zusammenarbeit im wahrsten Sinne des Wortes verwirklichte. Anfangs betrachtete das Ruhrlandmuseum eine mögliche Zusammenarbeit durchaus skeptisch. In Expertengesprächen informierte man sich darüber, daß es in Deutschland und wahrscheinlich auch in Europa keine vergleichbare Einrichtung gab. 1994 organisierte man gemeinsam mit DOMiT eine wissenschaftliche Tagung zum Thema „Migration in Europa“. Nachdem diese Tagung erfolgreich durchgeführt worden war, entschloß man sich zu einem gemeinsamen Projekt. So erarbeitete DOMiT zusammen mit dem Ruhrlandmuseum erfolgreich, wenn auch nicht konfliktfrei, von 1995-1998 die Ausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“.

Durch die Ausstellung im Ruhrlandmuseum konnten Gelder mobilisiert werden. Privatpersonen aus der Migrationsgruppe, aber auch nichttürkische Nachbarn konnten überzeugt werden, ihre privaten Erinnerungen zur Verfügung zu stellen. Viele schriftliche Dokumente, Gegenstände, Fotos, Tondokumente usw. wurden in diesem Zusammenhang als Dauerleihgabe oder auch Schenkung überlassen. Erst hier wurde das DOMiT-Archiv zu dem, was es heute ist: eine umfassende, nahezu alle Lebensbereiche darstellende Sammlung über die Migration aus der Türkei.

Der Zugang zu Bundes- und Landesarchiven, aber auch zu Zeitzeugen der öffentlichen Einrichtungen wie z.B. die der Bundesanstalt für Arbeit, wurde möglich und so konnte die wissenschaftliche historische Forschung überhaupt erst durchgeführt werden.

Durch die Anleitung des Ruhrlandmuseums lernte DOMiT museal mit diesen Gegenständen, Dokumenten umzugehen. Während des Projektes konnten zusätzlich wertvolle Erfahrungen über Vorbereitung, Organisation und Durchführung einer Ausstellung gemacht werden.

Für das Ruhrlandmuseum war die Zusammenarbeit vor allem deshalb bedeutsam, weil es so als erste etablierte öffentliche Einrichtung eine umfangreiche sozialgeschichtliche Ausstellung – die Ausstellung umfaßte fast 600 qm – zur Migration organisierte, die auch aus

Sicht der MigrantInnen als authentisch angesehen wurde und eine sehr positive Resonanz hatte.

Nach der Ausstellung gab es keine institutionelle Förderung von Seiten des Staates mehr. Immer häufiger traten nun Museen, Kulturämter usw. an uns mit der Bitte um Leihgaben heran.

Leider wurde kein Geld zur Absicherung unserer Arbeit von Seiten des Staates, d.h. der bundesdeutschen Gesellschaft bereitgestellt. Allerdings gab und gibt es einige Beamte im Ministerium für Arbeit und Soziales des Landes NRW, die seit ein paar Jahren ihr Möglichstes tun, um uns mit Projektförderungen zu helfen.

Die Ergebnisse von 12 Jahren Arbeit

Bereits in den ersten Jahren trat DOMiT mit seinem Wissen und seiner Sammlung an die Öffentlichkeit. So wurde 1991 – anlässlich des 30. Jahrestages des Anwerbeabkommens mit der Türkei – eine kleine Fotoausstellung organisiert. Bekannt wurde DOMiT allerdings erst 1998 mit der zweisprachigen türkisch-deutschen Wanderausstellung „Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung aus der Türkei“. Dort wurde eine Auswahl der gesammelten Materialien gezeigt. Grundlage dieser Ausstellung war neben der Sammlung eine intensive wissenschaftliche Archivrecherche, die erstmals die Migrationsgeschichte aus Sicht von Migranten und Deutschen aufarbeitete. Dazu erschien ein zweisprachiger Katalog mit Fotos und wissenschaftlichen Beiträgen.

Auf der Grundlage der Ausstellung in Essen wurde ein Dia-Vortrag zur Geschichte der Arbeitsmigration zusammengestellt, der mittlerweile in über 50 Städten gehalten wurde. Darüber hinaus wurde eine kleine Fotoausstellung zum selben Thema mit 32 großformatigen Tafeln zusammengestellt, die in etwa 20 Städten gezeigt wurde. Im Jahre 2000 entwickelten wir im Auftrag des Ministeriums für Arbeit und Soziales, Qualifikation und Technologie die 80-seitige Loseblattsammlung „Zur Geschichte der Arbeitsmigration aus der Türkei“ für Multiplikatoren in Bildungseinrichtungen und Freizeitbereich. Diese kann auch über Internet als PDF-Datei heruntergeladen werden (www.migrationsmuseum.de).

Die Erfahrungen mit den Besuchern waren sehr beeindruckend, was sich auch in den Besucherbüchern widerspiegelt: Von tiefer Dankbarkeit ist dort die Rede, Freude, daß ihre Geschichte so authentisch dargestellt

wurde und daß sie dies nun ihren Kindern und Enkeln zeigen konnten.

Wer ist für die Geschichte der Migration verantwortlich?

Wir leben in einer Einwanderungsgesellschaft, und es ist an der Zeit, dieser ein Gedächtnis zu verleihen. Deutschland braucht deshalb ein Migrationsmuseum.

DOMiT möchte nun mit anderen Communities zusammenarbeiten und seine bisher gesammelten Erfahrungen teilen, um ein gemeinsames Migrationsarchiv und -museum in zu schaffen. Wir sind der Meinung, daß MigrantInnen die historische Aufarbeitung ihrer Geschichte selbst in die Hand nehmen sollten.

Erfreulicherweise haben einige Museen inzwischen begonnen, Sammlungen zur Migrationsgeschichte aufzubauen. Leider mußten wir aber erfahren, daß einige Museen versucht hatten, Objekte und Dokumente privater Herkunft, die in den Ausstellungskatalogen von DOMiT als Leihgaben verzeichnet waren, ohne Rücksprache für eigene Sammlungen zu erwerben. In solch einem Vorgehen sehen wir eine Mißachtung derjenigen, deren Lebensgeschichten ausgestellt worden waren.

Ein deutliches Beispiel dafür war zum Beispiel die Präsentation des Motorrads des portugiesischen Arbeiters Rodrigues. Hier wird dem Besucher mitgeteilt, daß Rodrigues das Motorrad vom deutschen Staat als Gastgeschenk bekam, weil er der 1-Millionste Gastarbeiter war. Seine weitere Geschichte wurde jedoch nicht erzählt: Rodrigues erkrankte nämlich während seines Urlaubs in Portugal schwer und verstarb dort, weil er glaubte, daß er sich eine angemessene medizinische Behandlung nicht leisten konnte. Niemand hatte ihn darüber informiert, daß er auch im Urlaub krankenversichert war. Diese tragische Geschichte spiegelt eine Lebensrealität in der Einwanderungsgesellschaft. Dieses Beispiel zeigt auch, warum es wichtig ist, daß MigrantInnen selbst aktiv werden müssen um ein Migrationsmuseum zu schaffen.

Unsere Vision eines Migrationsmuseums

Der Begriff „Migration“ ist ein weitreichender Begriff, der auch die Bereiche Aussiedler, Kriegsflüchtlinge, Asylbewerber u.v.a. umfaßt. Ein Zentrum bestehend aus Archiv, Museum und Bildungsmöglichkeiten zu gründen, das alle Bereiche der Migration gleichzeitig behan-

delt, erscheint uns für den Anfang eine außerordentlich schwierige und komplizierte Aufgabe. Zu Beginn sollte deshalb ein Schwerpunkt auf die Arbeitsmigration der Nachkriegszeit gesetzt werden – genauer gesagt auf die Arbeitsmigration aus den ehemaligen Anwerbeländern in die BRD (aus Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Türkei, Ex-Jugoslawien, Marokko, Tunesien, Südkorea), aber auch auf die Vertragsarbeit in der DDR (aus Vietnam, Kuba, Mozambique, Angola u.a.), denen bisher kaum Beachtung geschenkt wurde. Die Arbeitsmigration war besonders nach dem Zweiten Weltkrieg effektiv und sie beeinflusste die Sozialgeschichte der Bundesrepublik, aber auch die der DDR.

Die Zeit für die Schaffung eines Migrationsmuseums ist deshalb gar nicht so ungünstig. Im politischen Raum hat sich in den letzten Jahren etwas bewegt. Bundespräsident Johannes Rau wies auf dem Historikertag 2002 auf die *„oft vergessene Geschichte der Migration in Deutschland“* hin. Er prophezeite, daß Deutschland *„einst eine neue, gemeinsame Geschichte“* erzählen wird. In einer Entschließung aller vier Fraktionen des NRW-Landtages hieß es: *„Kulturpolitisch werden wir uns dafür einsetzen, daß in Nordrhein-Westfalen eine Einrichtung geschaffen wird, die sich der Geschichte der Zuwanderung und der Präsentation der Kultur der Zugewanderten widmet.“* In einem Grundsatzpapier zur Migration stellte die SPD-Bundestagsfraktion jüngst fest: *„Man könnte ein Migrationsmuseum einrichten, das die vielen Wanderungsbewegungen und -schicksale dokumentiert.“*

Gemeinsam mit der Bundeszentrale für Politische Bildung organisierte DOMiT Ende 2002 die Fachtagung *„Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum“*. Damit sollte ein großer Schritt in Richtung eines Migrationsmuseums gemacht werden. Nach unserer Vorstellung sollte ein Migrationsmuseum nicht nur ein Archiv und Museum beinhalten. Unsere Vision ist ein Zentrum, das sowohl Bildungs- und Forschungsmöglichkeiten bietet, als auch die Bereiche Kunst und Kultur als gleichwertige Bereiche berücksichtigt. Diese Tagung diente einem ersten Meinungsaustausch, dem weitere konkrete Schritte folgen sollten.

In der ersten Etappe sollte zuerst von Experten und Wissenschaftlern ein Konzept entwickelt werden, um damit bei Unternehmen, Gewerkschaften und Wohlfahrtsverbänden um Unterstützung zu werben. Anschlie-

ßend könnte ein Konzept Entscheidungsträgern und Politikern präsentiert werden. Parallel dazu sollte aber schnellstmöglich mit dem Aufbau einer Sammlung zur Geschichte der MigrantInnen aus allen Anwerbe- bzw. Vertragsstaaten begonnen werden. Die Beschaffung von Materialien über die Migration wird von Tag zu Tag mühsamer, denn die Zeitzeugen der ersten Jahre – sowohl aus der deutschen als auch aus der betroffenen Bevölkerung – befinden sich oftmals bereits in Pension. Die Zeit drängt, erstrangig müssen die privaten Sammlungen der ersten Generation gesichert werden. Darüber hinaus drohen die Quellen diverser Vereine, Institutionen und Organisationen, die in den 50 Jahren der Arbeitsmigration mit oder über die MigrantInnen arbeiteten, mit oder für sie aktiv waren usw., auf den Müllkippen zu verschwinden.

Ein wichtiger Schritt

Unabhängig von dieser Tagung trugen unsere langjährigen Bemühungen um eine öffentliche Unterstützung unseres Anliegens Früchte. So wandten wir uns verstärkt an verschiedene Ministerien, so auch an den damaligen Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Prof. Julian Nida-Rümelin. Die unter seiner Verantwortung arbeitende und neu gegründete Bundeskulturstiftung trat mit uns dann in Kontakt, um sich über unsere Anstrengungen zu informieren. Überraschend schnell waren diese Gespräche von Erfolg gekrönt. Zusammen mit dem Kölnischen Kunstverein erarbeiteten wir das mehrere Kulturbereiche umfassende „Projekt Museum Migration“ und erhielten im Juli von der Bundeskulturstiftung eine feste Förderzusage. Wir sind froh, daß die Kulturstiftung des Bundes damit der gesellschaftspolitischen Bedeutung der Migration gerecht wird.

Ziel des unter der Trägerschaft des Kölnischen Kunstvereins stehenden „Projekts Museum Migration“ ist es, Kunst- und Kultur von MigrantInnen, die in Deutschland bisher ein Schattendasein führen, sichtbar zu machen, zu präsentieren und sich mit der Lebensrealität in der Einwanderungsgesellschaft kritisch auseinander zu setzen. Unser Beitrag für das Projekt ist es, eine Ausstellung zur Geschichte der Arbeitsmigration zu erarbeiten, die 2005 aus Anlaß des 50. Jahrestages des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens präsentiert werden soll. Unsere Vision ist es, mit dem Projekt einen weiteren Baustein für ein Migrationsmuseum zu schaffen

sowie ein Forum, das Künstler/innen, Kulturschaffende und Wissenschaftler/innen unterschiedlicher Herkunft und Nationalität zusammenführen soll. Die Integration von Bildender Kunst, Film, Musik, Theater, Literatur und Alltagskultur ermöglicht zudem die Erprobung neuer Darstellungsformen, die Migration nicht als zweiseitige Dynamik zwischen Herkunfts- und Einwanderungsland darstellen, sondern als einen vielstimmigen und widersprüchlichen transnationalen Prozeß. Die Präsentation der Ausstellung zur Geschichte der Arbeitsmigration in Berlin, Rom, Madrid, Istanbul und anderen Metropolen der ehemaligen Anwerbestaaten ist darüber hinaus ein profunder Beitrag zum internationalen Kulturaustausch. Die Vernetzung der einzelnen Communities auf europäischer Ebene ist nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Erschließung von EU-Geldern notwendig.

Jetzt beginnt auf der Ebene der Städte, Länder und des Bundes die Suche nach geeigneten Räumlichkeiten. Nach der Realisierung der Ausstellung Ende des Jahres 2005 könnte beispielsweise die Gründung einer Stiftung „Migrationsmuseum“ in Betracht gezogen werden, in der sich dann DOMiT integrieren oder auflösen würde.

Aytaç Eryilmaz
DOMiT, Bonner Straße 211, 50968 Köln
Fon: 0221-340 2164
aeryilmaz@domit.de

(A. Eryilmaz ist Gründungsmitglied und geschäftsführender Vorstandssprecher des Dokumentationszentrums und Museums über die Migration aus der Türkei e.V.)

„Diese Farbe ist mir wie deine grünen Augen“

19 Jahre kreative innovative Museumsarbeit mit ausländischen Teilnehmern an der Münchner Volkshochschule

Ulrike von Gemmingen

Das Pferd

Blau

Meerblau

Das Pferd ist blau. Warum?

Weil es traurig ist.

Es hat keinen Freund. Es ist ganz allein. Es ist blau, weil es kalt ist.

Es steht und weint. Es will nach Hause gehen, aber es weiß nicht wie...

(1993 Bildassoziation von einem türkischen Jugendlichen zu Franz Marcs Gemälde „Blaues Pferd“ in der Städtischen Galerie im Lenbachhaus, München)

Ursprünglich entstand die Idee zu diesem Museumsprojekt aus der kulturellen Bildung mit ausländischen Arbeitnehmern und deren Familienangehörigen sowie Asylbewerbern, die Bildungsprogramme wie Deutsch lernen, berufliche Eingliederung oder Alphabetisierung an der Münchner Volkshochschule wahrnehmen. 1984 wurde die Museumsarbeit als „Museumswerkstatt“ gegründet – ein Modell der interkulturellen Museumspädagogik für ausländische Arbeitnehmer und deren Familienangehörige an der Münchner Volkshochschule. Dieses vom Ministerium für Bildung und Wissenschaft geförderte Pilotprojekt wurde nach einer vierjährigen Erprobungsphase als Fachgebiet der Kulturellen Bildung eingegliedert.

Ansätze, die innerhalb der Pilotphase entwickelt wurden, ließen sich dann in eine integrative kulturelle Arbeit der Fachbereiche für ausländische Arbeitnehmer, Jugendliche und Familien und „Deutsch als Fremdsprache“ mit der kulturellen Bildung in der Museumspädagogik verbinden und als festen Bestandteil der Regelarbeit bis heute etablieren.

Pädagogischer Standort

Zusammenhänge, die bis heute ihre Gültigkeit haben:

- Der Spracherwerb zeigt sich als kulturelle Ausdrucksform, als Vielzahl von „Sprachen“ – als Geste, Mimik, Tonfall, Metapher, Bild und Assoziation und steht von daher in engem Zusammenhang mit einer kreativen, poetischen oder künstlerischen Auseinandersetzung.
- Als „Fremde oder Fremder“ wird die fremde Kultur zunächst ästhetisch erlebt: Bilder drängen sich auf, sie werden selbstverständlich mit dem eigenen kulturellen Repertoire eingeordnet. Es liegt von

Textilprojekt „Die Welt am seidenen Faden“



daher nahe, mit Methoden und Mitteln der ästhetischen Erziehung zu arbeiten, um eine kulturelle Kommunikation zu beginnen.

- Museen sind Orte, in denen in inszenierten Zusammenstellungen Güter der Kultur präsentiert sind oder sich finden lassen, die auf Geschichte, Weltsicht, Geschmack und andere Vorlieben der jeweils präsentierten Kultur hinweisen. Jeder Besucher wird demnach unwillkürlich mit einer ästhetischen Schau dieser Zusammenhänge konfrontiert.
- Der ästhetische Raum „Museum“ schafft Kommunikation, ein Bedürfnis nach Mitteilung. Die präsentierten Gegenstände und Szenarien fordern heraus – der gewohnte, alltägliche und vielleicht dadurch auch lähmende Umgang mit der „Welt der Dinge“ ist verlassen.
- „Sich ein Bild machen“ ist wörtlich genommen: Indem das eigene Bild Gestalt gewinnt, zeigt sich die eigene Sicht und Ausdrucksform und findet eine „Sprache“. In dieser bildhaften Sprache finden Worte der neuen unbekanntes Sprache „Deutsch“ ihren Platz und bleiben durch ihre poetische Sprachform nicht mehr nur „unbeholfen“ oder „fehlerhaft“. Die Möglichkeit, die neue Sprache lustvoll zu erfahren, ergibt einen ungeheuren Motivationsschub. Verbunden mit dem „Werkstattgedanken“, sei es durch Zeichnen, Malen, Theater spielen, Dichten, Geschichten erzählen, Singen, Musizieren oder Werken wird jeder zur Eigentätigkeit motiviert.

Mit der erwähnten Herangehensweise geschieht eine aufregende, erste Berührung mit Kunst, und dadurch unwillkürlich eine Auseinandersetzung mit der fremden Kultur.

Gerade durch die besondere Atmosphäre eines Museums läßt sich idealerweise ein Rahmen schaffen, der eine Plattform für jede Teilnehmerin und jeden Teilnehmer schafft: Das Gebäude, die Räumlichkeiten, die Exponate und Sammlungen jeder Museumsart markieren ohne vorausgehende verbale Erklärungen das Thema und den Bezug unmittelbar überzeugend.

Die Frage, wie kann die fremde Kultur und damit auch die fremde Sprache für Ausländer und besonders die, die wenig schulische Bildung mitbringen, erfahrbar werden, ist nach wie vor auch nach 20 Jahren aktuell.

Verbal komplizierte Erklärungen und kunstgeschichtliche Führungen sind bei dieser Zielgruppe aus-

zuschließen. Es ging und geht vielmehr darum, einen Weg zu finden, der durch die Anschauung der Dinge und durch eine schrittweise Entdeckung der musealen Umgebung die ausländischen Teilnehmer zu eigenen Urteilen kommen läßt.

Vielschichtige Assoziationen entzünden sich gerade dadurch, daß Gegenstände und Bilder nicht im gewohnten Kontext erscheinen. Eine Mischung aus Bekanntem und Unbekanntem erzeugt einen Impuls, gewohnte Erklärungsmuster greifen nicht mehr, die Sinne sind angesprochen, die Mitteilung in Gang gesetzt. Ich erlebe es immer wieder, daß sonst zurückhaltende Teilnehmer bei ihren ersten Museumsbesuchen durch irgendein Exponat, das sie an einen Lebenszusammenhang erinnert, so angesprochen sind, daß sie spontan reagieren und versuchen, dies mitzuteilen. Das Exponat steht nun als Frage, wirkt wie eine Aufforderung, wie es ein Wort so plastisch oder anschaulich nicht vermöchte. Für die Pädagogen geht es dann darum, in intuitiver Weise Bilder, Exponate, Ausstellungen so auszuwählen, daß sie solch einen Impuls in Gang setzen.

Das Anforderungsprofil für Museumspädagogen: Begeisterungsfähigkeit, Eros und Interesse, verbunden mit einer verständlichen, einfachen Sprache ohne komplizierte Zeiten, ohne Nebensätze, mit bildhaften, affirmativen, anschaulichen Begriffen, langsam gesprochen. Nicht zu vergessen ist die Fähigkeit kreativ, spontan, intuitiv Situationen einzuschätzen. Zusätzlich ist es unerlässlich, genügend Auswahlmöglichkeiten für eine anschauliche Methodenwahl im pädagogischen Gepäck mitzubringen.

Museumswerkstatt im Fremden Land. Deutschlernen im Museum. Die Welt am seidenen Faden – Kulturprogramme für Ausländische TeilnehmerInnen der Münchner Volkshochschule

Die Museumsarbeit mit ausländischen Gruppen ist an der Münchner Volkshochschule vernetzt und integriert und hat sich wie im Folgenden beschrieben etabliert:

Begleitend zum allgemeinen Angebot wie Deutschkurse, Berufsbildungslehrgänge, Schulabschlüsse findet das Kulturprogramm „Museumswerkstatt im fremden Land“¹ in Münchner Museen statt.

Dieses museumspädagogische Modell stellt eine Ergänzung, Begleitung und Bereicherung des allgemeinen Sprachunterrichts dar und wirkt wie ein Motivations-

schub, sich auch emotional auf die deutsche Sprache und Kultur einzulassen. Die großen Münchner Museen bieten dafür einen anschaulichen Rahmen: Der Museumsbesuch kann zu einer Plattform werden für einen unbefangenen und differenzierten Zugang zur deutschen Sprache.

„Deutsch lernen im Museum“

Begleitend zum Sprachunterricht der Grund- und Mittelstufe im Bereich Deutsch als Fremdsprache finden Museumsbesuche statt. Wiebke Heuer, Kunsthistorikerin, Deutschlehrerin, Initiatorin und Dozentin für das Sprachlernmodell an der Münchner Volkshochschule faßt ihre Ansätze zusammen:

„Im Mittelpunkt des Museumsbesuchs steht die sprachliche Auseinandersetzung mit den Kunstwerken und den Themen, die mit ihnen verbunden sind. Der sprachliche Anreiz besteht darin, daß wir Bilder zwar ohne Wörter sehen und verstehen, aber daß wir Wörter brauchen, um uns darüber zu verständigen, wie wir sie verstanden haben. Jeder reagiert anders und nimmt etwas anderes wahr, denn jeder hat einen anderen soziokulturellen Hintergrund, der die Wahrnehmungen beeinflusst und bestimmt. Über Bilder sprechen heißt deshalb auch immer, über sich selbst sprechen. Und über sich selbst nachdenken und die eigenen Erfahrungen in Beziehungen zu anderen setzen. Gerade im Vergleichen der Wahrnehmungen und der Reaktionen auf das Wahrgenommene lernen sich die Teilnehmer ganz anders kennen als in der Klasse. Sie treten als komplexe Individuen in Erscheinung, die nicht mehr nur an ihren Deutschkenntnissen gemessen werden, sondern deren Beobachtungen und Gedanken für die ganze Gruppe wertvoll sind.“

Der kommunikative Erfahrungsaustausch über die unterschiedlichen Wahrnehmungen ist nur ein Teil des Gesprächs über Bilder. Über Bilder sprechen heißt für mich über Themen sprechen, deshalb bestimmen nicht kunstgeschichtliche, sondern thematische Aspekte die Bildauswahl und die Arbeit im Museum. Entweder führt das Interesse an einem Thema zu entsprechenden Bildern, oder das Interesse an den Bildern führt zu einem Thema. Es gibt kein Thema, zu dem es keine Bilder gibt, und kein Bild, das kein Thema hätte. Hier eine Auswahl der behandelten Themen: Aussagen über eine Person – Die Familie – Männer und Frauen – Gefühle in der Landschaft – (Liebes)Geschichten – Verlorene Paradiese – Stadt und Land – Der Weg als Symbol – Gewalt – Zeit.“

Die Programme dauern in der Regel drei Stunden und finden wöchentlich statt. Vor Beginn des Semesters werden an die kooperierenden Fachgebiete Kalendarien mit Themen und Dozentenlisten ausgegeben. Die Kursleiter der einzelnen Klassen oder der Deutschintensivkurse bestellen dann einen Termin, die Verteilung erfolgt über die Sachbearbeitung des Fachgebietes.

Es bestehen Absprachen mit den kooperierenden Museen, daß die ausländischen Gruppen, analog zu Schulklassen, auch ohne Eintrittsgeld im Museum verweilen können. In vielen Fällen werden auch Räumlichkeiten für die museumspädagogische Werkstatt zur Verfügung gestellt.



Die Welt am seidenen Faden

So heißt ein Textilprojekt im Staatlichen Museum für Völkerkunde, München mit ausländischen Frauen aus dem Irak, dem Iran, Äthiopien, Marokko und Griechenland; es ist ein Projekt zur Beruflichen Eingliederung.²

Mit einer Gruppe von Analphabetinnen wurde ab Dezember 2002 einmal in der Woche dieses Textilprojekt durch die Künstlerinneninitiative „Blaue Banane“, Lilli Plodeck und Bärbel Rott, entwickelt. Ausgehend von den Sammlungen des Völkerkundemuseums wurden Themen visualisiert und an den Heimatkulturen der Teilnehmerinnen angeknüpft. Mit Hilfe verschiedener Näh-, Stick-, Applikations- und Webtechniken entstanden kleine Bildteppiche, die später zu einem gemeinsamen Wandbehang zusammengesetzt wurden. Die textile Gruppenarbeit wurde auf Holztafeln aufgezogen und appliziert, neben traditionellen textilen Techniken wurden auch Nähmaschinen, die von Dozentinnen zur Verfügung gestellt wurden, eingesetzt.

Das Projekt wurde dokumentiert und im Februar 2003 mit einer Ausstellung in Räumen der Münchner Volkshochschule präsentiert.

Ulrike von Gemmingen
Kyreinstraße 16, 81371 München
ulrike.von.gemmingen-leslie@t-online.de

(Fachgebietsleiterin für Kunst- und Kulturgeschichte und Museumspädagogik an der Münchner Volkshochschule, seit 2002 zweite Vorsitzende des Landesverbandes für Museumspädagogik Bayern, e.V.)

¹ Siehe Publikation über die Modellphase des Projektes. „Museumswerkstatt mit Ausländern“ Ulla von Gemmingen „Schriftenreihe des Instituts Jugend Film Fernsehen“, München Band 12, Verlag Leske und Budrich, Opladen 1990, ISBN 3-8100-0841-9

² Netzwerk zur Beruflichen Eingliederung von Frauen ist ein Kooperationsprojekt des „Zweiten Bildungsweg der Münchner Volkshochschule und des Sozialamtes München“ (Fachstelle Hilfe zur Arbeit). Ausländischen Frauen, seien sie Aussiedlerinnen, Asylberechtigte, Sozialhilfeempfängerinnen, Analphabetinnen, werden in verschiedenen zehn bis zwanzig Wochen dauernden Modulen mit unterschiedlichem Anforderungsniveau elementare Kenntnisse der deutschen Sprache in Wort und Schrift, Beratung, sozialpädagogische Betreuung, Kinderbetreuung sowie Hilfestellungen mit dem Arbeitsmarkt geboten.



Bundesakademie
für kulturelle Bildung
Wolfenbüttel

Reset: Neustart für Ihren Internet-Auftritt

Leitung: Robert Strötgen • Termin: 27. – 29. April 2003
Kostenanteil: 160 € • Anmeldeschluss: 24. März 03

Leiten, führen, repräsentieren • Führungskompetenzen für die Organisation Museum

Leitung: Sabine Petersen-Spindler • Termin: 25. – 27. Mai 2003 • Kostenanteil: 210 € • Anmeldeschluss: 28. April 03

Kreatives Ausstellungsmanagement

Leitung: Julia Debelts, Kerstin Wagener • Termin: 31. Mai – 2. Juni 2003 • Kostenanteil: 195 € • Anmeldeschluss: 28. April 03

Museum in Szene • Methoden und Praxis szenischer Darstellung in Ausstellungen zur Zeitgeschichte.

Ein Workshop in Kooperation mit dem Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn
Leitung: Martin Bubner, Susanne Schmidtman, Dorothee Dennert • Termin: 13. – 15. Juni 2003 • Kostenanteil: 100 €
Unterkunft und Verpflegung in Bonn sind nicht in den Kursgebühren enthalten! • Anmeldeschluss: 5. Mai 03

Konfliktmanagement in Kultureinrichtungen: Für einen neuen Umgang mit Konflikten

Leitung: Hans-Peter Hüsich • Termin: 20. – 23. Juni 2003
Kostenanteil: 230 € • Anmeldeschluss: 19. Mai 03

Ein Museum für alle: Familienfreundliche Museen und Partizipation der Kinder

Leitung: Brigitte Vaupel, Gabriela Staade • Termin: 29. Juni – 1. Juli 2003 • Kostenanteil: 185 € • Anmeldeschluss: 26. Mai 03

Besucherbefragungen selbst gemacht • Einführung in die Methoden der Selbstevaluation in Museen und anderen Kultureinrichtungen

Leitung: Dr. Ulrich Paatsch, Heidelberg • Termin: 4. – 7. Juli 2003 • Kostenanteil: 160 € • Anmeldeschluss: 1. Juni 03

Anmeldung und Information bei:

Bundesakademie Wolfenbüttel • Sabine Oehlmann
Postfach 1140 • 38281 Wolfenbüttel Tel: 05331. 808-415
www.bundesakademie.de
sabine.oehlmann@bundesakademie.de

Museen für die Integration nutzen

Corinne Eichenberger / Sandra Hughes

Die Museumslandschaft in Basel und Umgebung ist groß. Mehr als 30 Museen zeigen Schätze aus verschiedenen Bereichen. Daß diese Schatztruhen von einem breiten Publikum möglichst intensiv genutzt werden sollen, ist ein wichtiger Motor für die Arbeit der Museumsdienste Basel. Dazu gehört, daß neue Zielgruppen erschlossen werden. Aber nicht nur Zahlen stehen im Vordergrund der Vermittlungsprojekte, vielmehr besteht der Anspruch, Museen für gesellschaftliche Anliegen einzubeziehen und stärker nutzbar zu machen – so zum Beispiel für den Bereich Integration. Ein Bericht über zwei Projekte.

Die Museumsdienste Basel gehören zum Erziehungsdepartement Basel-Stadt und erbringen zentrale Dienstleistungen für die Museen Basel und deren Besucherinnen und Besucher. Sie arbeiten in den Bereichen Personal, Öffentlichkeitsarbeit und Marketing, Bildung und Vermittlung im Museum. Die zentrale Aufgabe der Bildung und Vermittlung im Museum ist, die Museen untereinander zu vernetzen und – für Basel – innovative, museumsübergreifende Vermittlungsangebote zu entwickeln und zu betreuen. Einer der Schwerpunkte sind Projekte im Bereich Integration.

► *Genau hinschauen und sich darüber austauschen, was man sieht – die so entstehende Redesituation ist konkret und unmittelbar.*

▼ *Kleine Szenen spielen und frei sprechen – diese Methoden schätzen die Kursteilnehmerinnen des Konversationskurses sehr.*



Die Migrationsbevölkerung stellt eine wachsende Gruppe der Basler Bevölkerung dar. Ihr Anteil beträgt ca. 28% – eine vielversprechende neue Zielgruppe für Museen.

In der Integrationspolitik des Kantons Basel-Stadt ist der Erwerb der deutschen Sprache ein zentrales Anliegen. Ein weiterer Bestandteil der Integration ist die Auseinandersetzung mit der „neuen“ Kultur und der Dialog zwischen den verschiedenen Kulturen. Die Museen als Kulturträger eignen sich dazu optimal.

Ohne Sprachbarrieren ins Museum

Viele Ausländerinnen und Ausländer gehören nicht automatisch zu den museumsnahen Gruppen. Die Sprache ist mit ein Grund dazu. Eine Studie in Großbritannien von 1998 besagt, daß das Fehlen von Informationen für nicht Englisch sprechende Leute ein wichtiger Grund ist, Museen nicht zu besuchen.¹

Um diejenigen Personen willkommen zu heißen, die wegen sprachlicher Barrieren den Weg ins Museum noch nicht gefunden haben, haben die Museumsdienste Basel im Herbst 1999 das Projekt „fremdsprachige Führungen“ initiiert. Idee war, daß damit der Zugang in die Museen erleichtert wird und die Auseinandersetzung mit den Museumsinhalten – sprich der Kultur des Gastlandes – intensiver geführt werden kann. In der eigenen Muttersprache läßt es sich einfacher diskutieren und Gedanken können treffender formuliert werden.

Gestartet wurde das Projekt mit Albanisch, Bosnisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Tamil, Türkisch und Tagalog (auf den Philippinen gesprochen). Die Führungen wurden von Angehörigen des entsprechenden Kulturkreises erarbeitet. Die Koordination, Ausbildung und Begleitung der Führenden, Öffentlichkeitsarbeit und Finanzierung liegt bei den Museumsdiensten Basel. Zusätzliche Beiträge gaben die GGG (Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige) sowie die Abteilung Migration und Integration von Basel-Stadt.



Von der Idee zur Realität

Seit Herbst 1999 wurden insgesamt 285 Führungen in 11 verschiedenen Sprachen durchgeführt. Pro Führung sind durchschnittlich 9,5 Personen zu verzeichnen. Die verschiedenen Sprachgruppen zeigen unterschiedliches Interesse an den Museumsbesuchen. Dies ist abhängig von der Größe der Community, dem Grad der Integration und der Kultur der Kommunikation. Aktuell bieten wir nur noch die Sprachen Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch und Portugiesisch an. Die Führungen in anderen Sprachen werden aus Mangel an Interesse respektive aus Mangel an Erreichbarkeit vorläufig nicht mehr durchgeführt. Hier sollen in Zukunft neue Wege und andere Kommunikationsformen gesucht werden.

Die ursprüngliche Idee der Auseinandersetzung mit den Museumsinhalten funktioniert jedoch. Die fremdsprachigen Führungen zeichnen sich durch eine lebendige Kommunikation aus. Es wird diskutiert und erzählt, und die Besucherinnen und Besucher tauschen sich rege über Vertrautes und Fremdes aus.

Museum und Spracherwerb

Ein Projekt der Münchner Volkshochschule hat unsere eigenen Überlegungen dazu, wie Migrantinnen

und Migranten noch besser erreicht werden können, entscheidend geprägt.

Anhand des Projekts „Deutsch lernen im Museum“ in München wurde schnell klar, daß damit in Zusammenarbeit mit den Sprachschulen der Region die Zielgruppe Migrantinnen und Migranten sehr gut erreicht wird und die Museen für den Spracherwerb – und gleichzeitig für den interkulturellen Austausch – gezielt und effizient genutzt werden können.

Wir entwickelten zunächst zwei Integrationsprojekte, für die wir finanzielle Unterstützung durch den Integrationsfond der Eidgenössischen Ausländerkommission bekamen. Außerdem bemühten wir uns um eine Zusammenarbeit mit den Sprachschulen in Basel.

Projekt „Fortbildung für Lehrpersonen“

Angesprochen wurden zum einen Lehrpersonen, welche Deutsch für Fremdsprachige unterrichten. Idee war, daß diese in den Methoden des Spracherwerbs speziell im Museum weitergebildet und so befähigt werden, die Museen in ihre Sprachkurse zu integrieren. Das Interesse war groß, alle drei angebotenen Kurse waren im Nu ausgebucht.

Projekt „Sprachkurs“

Zum anderen wurde (von den Museumsdiensten) ein Konversationskurs (Pilotkurs) für Fremdsprachige angeboten, die ihre Deutschkenntnisse verbessern wollen. Dieser wurde von einer hiesigen Lehrerin (Deutsch für Fremdsprachige) entwickelt und fand sechsmal jeweils über Mittag in drei verschiedenen Museen statt.

Mut machen fürs Museum

Die Weiterbildung für Lehrpersonen, für die wir Wiebke Heuer, Fachfrau für „Deutsch lernen im Museum“ an der Münchner Volkshochschule, gewinnen konnten, hat hier in Basel offene Türen vorgefunden. Viele der Lehrpersonen waren froh, endlich durch geeignete Methoden den Mut zu finden, den Ort Museum mit ihren Sprachkursen zu nutzen. Das Fortbildungs-Seminar hatte zwei Teile und fand an zwei verschiedenen Tagen statt. Zwischen beiden Tagen lag ein Zeitraum von einem Monat, damit die Lehrpersonen selbst einen Museumsbesuch für ihren Sprachkurs entwickeln und durchführen

konnten. Die Lehrkräfte berichteten sehr positiv von ihren Erfahrungen. Viele waren erstaunt, wie angeregt sich ihre Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer über die Museumsobjekte unterhielten. Auch Personen, die sonst eher zurückhaltend seien, hätten sich rege eingebracht. Für die Erweiterung des Wortschatzes seien nicht nur die Gespräche geeignet, sogar das Arbeiten mit dem Wörterbuch klappte besser als in der Klasse, denn jetzt brauchte man die Wörter wirklich. Zudem seien viele ihrer Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer zum ersten Mal in einem Museum hier in Basel gewesen und würden gerne weitere Museen kennen lernen.

Die Lehrpersonen wurden nachträglich mit einem Fragebogen über die Weiterbildung befragt. Praktisch alle der antwortenden Lehrkräfte (Rücklauf = 63%) sind bereit, mehrmals oder mindestens einmal pro Sprachkurs einen Museumsbesuch einzuplanen. Dieses Engagement wurde auch prompt durch die Entscheidung der DirektorInnen der kantonalen Museen belohnt: Die Kurse „Deutsch als Fremdsprache“ aller Sprachschulen aus Basel und Umgebung können in Zukunft gratis die kantonalen Museen nutzen(!). Und dies wird rege getan. Die Weiterbildung hatte einen großen Multiplikatoreffekt.

Rund 80% der befragten Lehrpersonen schätzen den Wert des interkulturellen Austausches bei einem Museumsbesuch hoch ein. Je nach Themenwahl kommen unterschiedliche Konzepte und Vorstellungen schnell zu Tage. Lebensthemen wie Alter, Jenseitsvorstellungen, Mann-Frau lassen sich in vielen Museen finden und sprechen das Weltwissen jeder/ jedes Einzelnen direkt an.

Im laufenden Jahr werden weitere Fortbildungskurse für Lehrpersonen durchgeführt. Geplant ist auch, diese Lehrpersonen zu einem späteren Erfahrungsaustausch einzuladen. Ziel ist, diese Ersterfahrungen bei den Lehrpersonen zu festigen und Kontakt und Austausch untereinander zu fördern.

Sprechen, Sprechen, Sprechen

Das Interesse für den Konversationskursen war weniger stark als angenommen. Bis jetzt kamen zwei Kurse zustande.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des 1. Kurses (der zweite läuft) kamen aus sieben verschiedenen Ländern und waren mit dem Kurs sehr zufrieden. Die Gruppe war lebendig und redefreudig. 6 von 10 Personen haben Museen kennengelernt, welche sie noch nicht



kannten. Alle hatten großes Interesse, weitere Museen zu besuchen, und seit Kursbeginn haben dies 4 von 10 auch in die Tat umgesetzt.

Für die Zukunft ist geplant, Konversationskurse im Museum in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule anzubieten. Die Museumsdienste selber sind keine Kursanbieter und können diese Aufgabe nicht leisten.

Die Museumsdienste Basel werden am Projekt Deutsch lernen im Museum aber sicher weiterarbeiten, denn daß dieses sinnvoll ist und das konkrete Sprechen über Museumsobjekte in kleinen Gruppen sehr motivierend sein kann, bestätigt das folgende Zitat einer Teilnehmerin des Konversationskurses: „Seit zwei Jahren besuche ich Deutschkurse, aber erst jetzt habe ich mich getraut zu sprechen.“

Corinne Eichenberger, Sandra Hughes
Museumsdienste Basel
Lohnhofgässlein 6, Postfach 1556
CH-4001 Basel
Telefon ++41 61 267 84 01
www.museenbasel.ch

¹ Judith Kelly, Cultural diversity, in: Museum practice, Issue 8, 1998, S. 23f

▲ Museen sind spezielle Räume,
und sie bieten viel Raum,
um sich vielseitig auszudrücken.

Migranten und andere Bewohner in Berlin

Rita Klages / Michael Matthes

In doppelter Hinsicht sind Museen geeignet, sowohl der Selbstdarstellung wie der Fremddarstellung zu dienen. Sie sammeln Objekte, die u.a. auch Ausdruck der Identität von Menschen sind: Als Erinnerungsstücke geben sie Hinweise auf unterschiedliche Lebensumwelten und Lebenserfahrungen. Der offene Umgang mit ihren Objekten und Themen bietet neue Kommunikationsanlässe für ein gegenseitiges Verstehen und Aufeinanderzugehen. Die materielle Kultur wird zum Zeichen ethnischer, regionaler, nationaler aber auch religiöser Identitätskonstruktionen, auf die sich alle, die hier zusammen kommen, beziehen können.

Das Projekt – „Migration, work and identity. A history of people, told in museums“

Das Projekt will die Bedeutung von Migration und Migranten für den kulturellen, technischen und gesellschaftlichen Wandel im beginnenden 21. Jahrhundert in unterschiedlichen europäischen Regionen herausarbeiten. Angehörige von Migrantengruppen verschiedener Ethnien und Generationen werden in die Aktivitäten einbezogen. Ausstellungen der beteiligten Institutionen aus sechs Ländern präsentieren die Ergebnisse. Sie sind zentral in einer Website (www.migration-identity.org) und einer Wanderausstellung erfasst und werden durch Seminare und Konferenzen in einen innereuropäischen Erfahrungsaustausch getragen.¹ Das Projekt wird über drei Jahre aus Mitteln des EU-Programms Culture 2000 gefördert. Es findet seinen Abschluß im Oktober 2003 mit der Präsentation der internationalen Wanderausstellung, verbunden mit einer Konferenz im Museu de la Ciència i de la Tècnica de Catalunya in Terrassa/Barcelona.

Die Berliner Kooperationspartner sind der Verein Nachbarschaftsmuseum e.V., das Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin, das Deutsche

Das intergenerative Team im Deutschen Technikmuseum.
Foto: R. Klages



Technikmuseum Berlin, der Museumspädagogische Dienst Berlin.² Sie verstanden es als ihre Aufgabe, im Rahmen des Projektes die Geschichte der Migranten, ihre gegenwärtige Situation und ihre Hoffnungen auch für andere Bevölkerungsgruppen erfahrbar zu machen. Anhand folgender Leitfragen wurde das Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen und deren nachhaltiger Einfluß auf das Leben in Berlin untersucht: Wo ist Migration in den Bereichen der Arbeit, Freizeit und im öffentlichen Raum sichtbar? Was bedeutet kulturelle Diversität für die Metropole Berlin und seine Bewohner? Wie werden Identitäten konstruiert? Im Verlauf von Kontaktgesprächen und Feldforschungen wurden verschiedene Zielgruppen, Migrantenorganisationen, Einrichtungen aus dem Sozio-Kulturbereich, der Wirtschaft und Einzelpersonen für eine Zusammenarbeit mit den Museen angesprochen und gewonnen, die unterschiedlichen Interessen für eine Zusammenarbeit miteinander diskutiert. Die Ergebnisse flossen in die Ausstellungen und die begleitenden Aktivitäten ein.

Ausstellungen im Museum Europäischer Kulturen

Das Museum Europäischer Kulturen, Staatliche Museen zu Berlin ist mit zwei Ausstellungen an dem Projekt beteiligt. Unter dem Titel „Heimat Berlin? Photographische Impressionen“ stellten im Jahre 2002 Berliner FotografInnen unterschiedlicher Herkunft ihre persönliche Sicht auf das Leben in der Metropole vor. Mit ihren Fotografien und Texten setzten sie sich mit dem multikulturellen Berlin auseinander, indem sie es von der öffentlichen und der persönlichen Seite beleuchteten, und zwar in alltagsgeschichtlicher Perspektive. Motive aus den Bereichen Arbeit, Freizeit, Familie und Religionsausübung verbanden sie mit der Fragestellung: „Wie sehen wir uns selbst und wie sehen wir andere?“

Das Begleitprogramm verband Gesprächsveranstaltungen mit Führungen der FotografInnen durch die Ausstellung. Es gab ihnen die Gelegenheit, ihre eigenen Erfahrungen mit und Sichtweisen auf Berlin zu erläutern und mit den Museumsbesuchern in einen Dialog zu bringen. Im Rahmen der „Langen Nacht der Museen“ beteiligten sie sich mit eigenen Beiträgen.

„Migration(s)Geschichte(n)“ lautet der Titel der zweiten Ausstellung, die vom 11. Juli bis 26. Oktober 2003 im Museum Europäischer Kulturen zu sehen sein wird (www.smb.spk-berlin.de). Thematisiert werden As-

pekte zur Geschichte der Migration vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart, wobei das Verhältnis von Arbeit und Migration im Mittelpunkt stehen wird.

Veranstaltungen im Deutschen Technikmuseum Berlin

Für eine Behandlung der Aspekte Arbeit und Identität bot sich das Deutsche Technikmuseum (DTMB) an. Wie kann das Museum für alle Migranten in Berlin geöffnet werden? Angesprochen wurden Migrantenorganisationen der Stadt oder solche, die schon langjährig mit Migranten arbeiten. Sie vermittelten uns die Besuchergruppen³. Den Museumsbesuchen gingen Gespräche über die Möglichkeiten des Museums, der Organisationen und der Migranten voraus. An welche Interessen konnte das Museum anknüpfen, welches Interesse wurde dem Museum entgegengebracht? Was war bei einer Kooperation zu berücksichtigen?

In mehreren Workshops wurde den Migranten-Gruppen das Museum vorgestellt und für gemeinsame Gespräche zugänglich gemacht. Themenbereiche der Workshops waren: Mobilität, Energienutzung, Kommunikation und Produktion. Zentrale Fragestellungen:

- Worin liegen die Unterschiede in der Wahrnehmung der uns vertrauten Gegenstände?
- Inwieweit gewinnen wir durch die gemeinsame Auseinandersetzung mit fremden Dingen einen anderen Blick auf das uns bisher Selbstverständliche?

Die offensichtlichen Unterschiede in den Sichtweisen brachten uns einander näher als der Alltag außerhalb des Museums. Das Museum wurde als „besonderer Kommunikationsort“ erfahren.

Es zählte zu den Überraschungen, mit welchem Interesse von den TeilnehmerInnen die ihnen bisher fremden Objekte der technischen Entwicklung in Deutschland aufgenommen wurden, wie schnell ihnen Parallelen zu Entwicklungen in ihrem Herkunftsland einfielen, wie sehr sie sich mit den technischen Entwicklungen der letzten Jahre in Deutschland als Teil ihrer eigenen Geschichte identifizierten. Aus den Workshops heraus entwickelte sich die Idee, selbst „Lotsen“ für die eigenen Landsleute im Museum zu werden. In weiteren Workshops in Zusammenarbeit mit dem AWO Begegnungszentrum und dem Türkischen Bund Berlin/Brandenburg setzten sich zu diesem Zweck die TeilnehmerInnen noch einmal mit den Ausstellungs-

einheiten des Museums auseinander. Sie wurden dabei auch mit BesucherbetreuerInnen des Museums zusammengeführt, um neue Arbeitsgruppen zu bilden. Im Oktober 2002 fand das erste interkulturelle und zugleich intergenerative Wochenende im Deutschen Technikmuseum statt. Türkischsprachige Besucher stellten aus ihrer persönlichen Sicht ausgewählte Ausstellungsbereiche des Museums vor. Schon am Eingang des Museums wurden sie mit Tee begrüßt. Beim Rundgang stießen sie auf internationale kulinarische Köstlichkeiten, angeboten vom „Interkulturellen Haus“. Mit ihrer im Museum zelebrierten Gastfreundschaft überwand unsere „Neuen“ die Zurückhaltung der Besucher in den einzelnen Abteilungen. Es kam zu überraschenden Begegnungen (z.B. führte ein Jungendlicher aus den Arbeitsgruppen spontan eine Gruppe junger Japaner), es kam zu Gesprächen über unterschiedliche Erfahrungen und unterschiedliche Erinnerungen. In einem Auswertungsgespräch mit den türkischsprachigen Projektbeteiligten zeigte sich, daß das Interesse an technischer Bildung und den Museumsinhalten zur Technikgeschichte gestiegen war. Den Ort für sich gewonnen zu haben, erfüllte alle TeilnehmerInnen mit Stolz. Seitens einiger Besucherbetreuer des Museums wurde das Gefühl der Aufwertung der eigenen Arbeit hervorgehoben.

Für eine Fortsetzung und vielleicht gar als bleibendes interkulturelles Angebot im Deutschen Technikmuseum Berlin wurde der jährlich stattfindende Internationale Museumstag festgelegt.

Die Berliner Plattform

Um eine Nachhaltigkeit der Projektergebnisse zu verankern, haben sich die Berliner Partner zur Initiative „Berliner Plattform“ zusammengeschlossen. Das Interesse besteht vor allem darin, durch die Vermittlung von Kenntnissen zur Migrationsgeschichte das Verständnis und die Toleranz für das aktuelle Zusammenleben von unterschiedlichen ethnischen Gruppen in Berlin zu fördern. Mit der „Berliner Plattform“ könnte auch der Wunsch nach einer Fortführung der Zusammenarbeit mit dem Deutschen Technikmuseum eine Perspektive haben.

Vorausgesetzt, daß im Umgang mit Dingen eine elementare Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt liegt, dann ist es gerade diese Art der Auseinandersetzung, die uns auch mit Menschen zusammen-

bringen kann, mit denen wir sonst nicht kommunizieren können. Darin liegt ein wesentlicher Grund für die Öffnung der Museen für alle Gruppen und Schichten der Bevölkerung. Ein erstes Arbeitsgespräch mit Berliner Museumsvertretern, die ihre Arbeit interkulturell ausrichten, fand im Oktober 2002 statt. Mit der Berliner Plattform beabsichtigen wir, Migrationsprozesse stärker in der Museumsarbeit zu verankern, Migranten als Akteure für die Museumsarbeit zu gewinnen, die Besucherschaft der Museen dem gesellschaftlichen Strukturwandel anzugleichen und Netzwerke für den Erfahrungsaustausch und weiterführende Kooperationen zu schaffen.

Rita Klages, Michael Matthes
Projektgruppe „Berliner Plattform“
rita.klages@gmx.de
info@nmuseum.de

¹ Kooperationspartner: Arbeitermuseum, Kopenhagen (DK), Museum der Arbeit, Norrköping (S), Museum Arbeitswelt, Steyr (A), Nationalmuseum zur Geschichte der Arbeit, Manchester (GB), Museum der Wissenschaft und Technik von Katalonien, Terrassa/Barcelona (E), Museum der Arbeit, Hamburg

² Der Verein *Nachbarschaftsmuseum e.V.* ist Initiator der Berliner Projektes. Er wurde 1991 von Museumsexperten gegründet und verfügt über langjährige Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Museen, Migranten und deren „communities“ sowie ein umfassendes interdisziplinäres Netzwerk. Er ist beteiligt am Gesamtkonzept, vermittelt zwischen den „communities“ und den Museen, berät und begleitet die museumspädagogischen Aktivitäten und koordiniert das Berliner Projekt mit dem EU-Projekt. Das *Museum Europäischer Kulturen*, 1999 neu eröffnet, will europäischen Kulturphänomenen und ihren spezifischen ethnischen, regionalen und nationalen Ausprägungen nachspüren, um die kulturelle Einheit und Vielfalt Europas in seinen Ausstellungen, Publikationen und Veranstaltungen zu verdeutlichen. Das *Deutsche Technikmuseum Berlin* versteht sich als Museum der Kulturgeschichte der Technik. Es zeigt die verschiedenen Einflüsse und Auswirkungen technischen Handelns in unterschiedlichen kulturellen Zusammenhängen. Der *Museumspädagogische Dienst Berlin* ist eine nachgeordnete Behörde der Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft und Kultur. Als Zentralinstitut unterstützt und fördert er alle museumspädagogischen Aktivitäten in den Museen des Landes Berlin.

³ AWO Begegnungszentrum, Interkulturelles Haus, Jüdischer Kulturverein e.V., Türkischer Bund Berlin Brandenburg e.V.

„Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“

Rita Klages

„Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“ lautete das im Herbst 2002 realisierte Pilotprojekt, mit dem das Kulturamt im Berliner Bezirk Mitte einen Grundstock für die kulturelle Ausrichtung der Kulturarbeit legte. Ausgangsort des Projekts war das Heimatmuseum Wedding¹. Nicht über, sondern mit den Stadtbewohnern, die im Wedding zu 30 Prozent aus unterschiedlichen Herkunftskulturen stammen, galt es herauszufinden, welchen Beitrag Kulturarbeit leisten kann, um Kulturenvielfalt in einen öffentlichen Dialog und in ein produktives Verhältnis zwischen den Menschen und den Kultureinrichtungen des Bezirks zu bringen.

Durch die Zusammenarbeit mit Trägern von Bildungseinrichtungen und lokalen Akteuren sollten für das Museum neue Beziehungen im Stadtteil geschaffen und eine Ausrichtung auf interkulturelle Sammlungs- und Vermittlungsstrategien gewonnen werden. Der Verein Nachbarschaftsmuseum e.V. wurde mit der Konzipierung und Durchführung des Projekts in Zusammenarbeit mit dem Heimatmuseum Wedding beauftragt. Der Verein entwickelt interdisziplinär und interkulturell ausgerichtete Projekte zwischen Mu-

Projekt
„Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“.
Foto: Wojak



Projekt
„Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“.
Foto: Wojak



seen und unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen, um lebendige Kooperationsverhältnisse zwischen Museen, der Stadt und ihren Bewohnern zu begründen.

Das Konzept

Der Verein erarbeitete für das Projekt ein Konzept, das sich an der Gegenwart und den Lebenswelten von Menschen in ihrem kulturellen und sozialen Kontext orientierte. Kulturelles Lernen wird als lebenslanger Prozeß gesehen, der in der Begegnung mit anderen Kulturen eine neue Qualität erhält. Grundlegender Gedanke ist, sich Wissen darüber zu verschaffen, was die *fremde*, was die *eigene* und was die *gemeinsame* Kultur ist. Kulturrenvielfalt sollte in ihrem kulturellen Mehrwert mit den

spezifischen Kompetenzen der Menschen durch die Zusammenarbeit in dem Projekt erfahrbar gemacht werden. Das Projekt sollte dazu beitragen, neue Verständigungs- und Handlungsfelder zu erschließen, zu einem besseren Selbst- und Fremdverständnis der BürgerInnen beizutragen, gesellschaftliche Partizipation zu ermöglichen und sozialer Segregation zu begegnen.

Leitgedanke ist die Frage der Zukunftsfähigkeit. Existenzgründer verschiedener Kulturen, die eine neue Idee nach Berlin bzw. in den Wedding getragen haben – seien es neue Produkte, neue Formen der Vermarktung oder der Selbstorganisation – sollen nach ihren kulturspezifischen Hintergründen und ihrem speziellen Know-how befragt werden: Was haben ihre Ideen mit ihrer Geschichte und mit dem Bezirk Berlin Mitte oder dem

Wedding zu tun, welche neuen Chancen bringen sie für den Bezirk mit sich, mit welchen Risiken ist z.B. die Existenzgründung verbunden? Wie lassen sich die damit verbundenen Erfahrungen in einen Dialog bringen mit dem Bezirk, seinen Einrichtungen und seinen Menschen?

Die Existenzgründer sollen in einen Austausch gebracht werden mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die in einer Phase der beruflichen Zukunftsplanung stehen. Die Gespräche bieten ihnen die Möglichkeit, die eigene Berufsplanung im kulturellen und gesellschaftlichen Zusammenhang zu reflektieren und sich mit ihren eigenen Fähigkeiten intensiv auseinanderzusetzen. Eine abschließende öffentliche Präsentation stellt eine gemeinsame Öffentlichkeit für alle Beteiligten her. Eingebunden wird das Projekt in den Unterricht eines Bildungsträgers.

Die Umsetzung

Zu Beginn wurde ermittelt, welche öffentlichen Einrichtungen, Vereine, Initiativen und Projekte im Bezirk Mitte in ihrer Arbeit tendenziell interkulturell ausgerichtet sind und mit welchem Interesse sie unser Projekt verknüpfen würden. Es galt, deren fachliches Know-how, Kontakte und Ressourcen in das Projekt einzubinden und eine langfristige Perspektive ins Auge zu fassen.

Entscheidend für die Auswahl der Bildungsträger als Projektpartner war die Übereinstimmung des Konzepts mit den Leitlinien der Einrichtung, die Einbindung des Projekts in den Unterricht, die aktive Mitarbeit bei der Entwicklung und Umsetzung des Konzepts, das Einbringen von Ressourcen, das Herstellen einer gemeinsamen Öffentlichkeit, die gemeinsame Durchführung der öffentlichen Abschlußpräsentation, die gemeinsame Zeitplanung.

Eine Zusammenarbeit wurde mit zwei Bildungsträgern vereinbart: Dem SOS-Berufsausbildungszentrum/Freiwilliges Soziales Trainingsjahr² sowie der P.U.K. gGmbH (Projektschulung, Unterrichtsmedien gGmbH Köpenick)³. Bestimmend für unsere Auswahl der Existenzgründer war die Bereitschaft, sowohl mit dem Museum als auch mit den Jugendlichen/jungen Erwachsenen zusammenzuarbeiten und die Idee der Existenzgründung in einen gesellschaftlichen und interkulturellen Kontext zu stellen. Sie wurden im Vorfeld interviewt und die Interviews protokolliert.

Die Durchführung des Projekts

In der Vorbereitungsphase erhielten die Pädagogen seitens des Heimatmuseums Wedding und des Nachbarschaftsmuseums: das Konzept, das spezifische Know-how zu Fragen der Interkulturalität, fachliche Projektbegleitung und Unterstützung durch das Team bei der Umsetzung der Projektwochen, den Leitfaden für die Umsetzung des Projekts, Vorbereitung und Vermittlung kooperationsbereiter Existenzgründer, ausgearbeitete Interviews, Leitfragen und Literaturempfehlungen. Der Ablaufplan, Zeitrahmen und die Auswahl der Interviewpartner wurden anhand unserer Vorschläge gemeinsam festgelegt. Zwischen Projektbeginn und Projektende lagen zwei Monate; es wurde nicht durchgehend an dem Projekt gearbeitet.

Vier Arbeitsgruppen bildeten sich mit unterschiedlichen Schwerpunkten, in denen die Interessen und Fähigkeiten der TeilnehmerInnen berücksichtigt wurden.⁴

Gemeinsam wurden den Jugendlichen/jungen Erwachsenen Interviewtechniken vermittelt, die sie zunächst in ihrem eigenen sozialen Umfeld erprobten. Der eigene Migrationshintergrund, der eigene Bildungs- und Berufsweg wurde dabei berücksichtigt, Übungen zum Thema Selbstwahrnehmung/Fremdwahrnehmung/Kultur/Traditionen und Geschlechterrollen wurden durchgeführt, um für kulturelle Vielfalt zu sensibilisieren.

Eine Gruppe von Jugendlichen entschloß sich nach der Durchführung des ersten Interviews zum eigenen Probehandeln. Sie gründeten mit Restbeständen von Fahrradteilen eine eigene Fahrradwerkstatt im SOS-Berufsausbildungszentrum und übten sich systematisch in der Selbstorganisation. Sie fertigten Fahrräder an, die sie bei der öffentlichen Präsentation versteigerten. Die drei weiteren Gruppen führten Interviews mit den Existenzgründern durch, die sie anschließend für die öffentliche Präsentation, erweitert um eigene Recherchen, bearbeiteten. Zwei Interviews wurden per Video bearbeitet und vorgeführt.

Die Existenzgründer rekrutieren sich aus verschiedenen Branchen, waren teilweise Akademiker, überwiegend jung und erklärten sich bereit, Einblick zu geben in ihren persönlichen und beruflichen Werdegang, auf welchem Hintergrund ihre Geschäftsidee entstand, wie sie sich vorantreiben ließ, wo

Projekt
„Kulturelle Vielfalt mitten in Berlin“.
Foto: Wojak



sie das Wechselspiel zwischen neuen gesellschaftlichen Entwicklungen und kulturellen Traditionen sehen. Ihre „Firmenphilosophie“ vermittelten sie im Kontext von kulturspezifischem Wissen, betriebswirtschaftlichem Know-how und neuen gesellschaftlichen Entwicklungen. Sie ermöglichten Betriebsbesichtigungen, manche boten Praktikumsplätze an.

Die Abschlußpräsentation bestand aus einem Ausstellungsteil über die Existenzgründer und deren Produkte, einer Vorstellung des Projektverlaufs und der Projektergebnisse durch die TeilnehmerInnen. Sie meisterten ihre Aufgabe mit Bravour und viel persönlichem Engagement, was vom Publikum – Vertretern der lokalen Infrastruktur – mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Kulturarbeit kann und soll einen Beitrag zu gesellschaftlichen Selbstverständigungen liefern

Kommunikationsdefizite in der Gesellschaft, globale sowie lokale gesellschaftliche Veränderungsprozesse und zu wenig Wissen voneinander spiegeln sich auch in den Erfahrungszusammenhängen von Jugendlichen wider, und das muß bei didaktischen Konzepten berücksichtigt werden. Dennoch: Bei Auswertungsgesprächen hervorgehoben wurde die positive Lernerfahrung für die TeilnehmerInnen der Bildungsträger. Lernen im eigenen sozialen Umfeld verband sich mit der Öffnung des Horizonts. Migrationserfahrung wird positiv erfahren: „Ich werde deswegen nicht ausge-

sondert, sondern kann es zur Strategienbildung einsetzen. In meinem sozialen Milieu kann ich mich positiv verorten und zugehörig fühlen“.

Das eigene soziale Umfeld und die eigenen Kompetenzen wurden durch Kulturarbeit positiv erfahren, weil es in Bildungszusammenhänge gebracht wurde und sich mit einem Berufsbild verknüpfen ließ. Das Zusammenwirken von länderspezifischem und alltagsspezifischem Wissen, eingebunden in persönliche Erfahrungs- und Bildungszusammenhänge, spielte eine zentrale Rolle.

Die Jugendlichen/jungen Erwachsenen kamen in Kontakt mit dem Marktgeschehen. Sie konnten für sich herausfinden, was ihre eigenen Interessen und Fähigkeiten sind und wie sie Unterstützung finden. Durch die Zusammenarbeit mit dem Museum konnten sie sich für ihre Anliegen und ihren Stadtteil in die Öffentlichkeit bringen. Und damit auch in Kontakt mit lokalen Akteuren oder für sie zuständigen Vertretern öffentlicher Einrichtungen. Das Interesse an der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte und Berliner Lebensverhältnissen als Folge der Interviews kam zum Ausdruck.

Die Existenzgründer äußerten das Interesse, sich gerne mit der eigenen Biographie bzw. Familiengeschichte/Firmengeschichte auseinandersetzen zu wollen und sich mit ihrem Spezialistentum einzubringen. Sie beteiligten sich mit Engagement an unserem Projekt und betrachten sich als Teil des öffentlichen Gedächtnisses dieser Stadt.

Mit dem Projekt ist es gelungen, über Kulturarbeit Menschen verschiedener kultureller Herkunft aus Berlins Mitte in ein produktives Verhältnis zu sich selbst und verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen zu bringen. Ausgehend von ihren kulturellen und sozialen Kompetenzen, ihren persönlichen Erfahrungs- und Bildungszusammenhängen, partizipierten sie als aktive Stadtbewohner, die etwas zu deren Geschichte und Gegenwartskultur beigetragen haben und beitragen werden. Kulturelle Vielfalt wurde auf den eigenen Lebenskontext übertragen und als Mehrwert erfahren. Das Museum erhielt Anhaltspunkte für die interkulturelle Ausrichtung seiner Arbeit und konnte sich als kompetenter Ansprechpartner profilieren. Ein weiterführendes Kooperationsinteresse wurde von allen Beteiligten geäußert, eine Weiterführung des Projekts ist geplant. Die Vernetzung mit der Berliner Plattform eröffnet die Möglichkeit, mit den Projektergebnissen weiter zu arbei-

ten und die Geschichte und die Geschichten der neuen Berliner über das Museum in einen Dialog mit der Stadt zu bringen.

Rita Klages
Nachbarschaftsmuseum e.V.
Hasenheide 92
10967 Berlin

¹ Der Wedding ist ein Ortsteil des Bezirks Berlin Mitte. Er gilt u.a. wegen der hohen Arbeitslosigkeit auch unter den Migrant/innen als Problembezirk.

² Das FSTJ ist eine jugendpolitische Maßnahme, Grundlage ist das Freiwillige Soziale Jahr. Es wendet sich an benachteiligte Jugendliche ohne Ausbildungsplatz und z.T. ohne Schulabschluß. Es will sie in ihrer kulturellen Identitätsfindung und in der Vermittlung von Schlüsselqualifikationen unterstützen.

³ P.U.K. führt Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen durch, die den unterschiedlichen Qualifizierungsbedürfnissen von Jugendlichen und Erwachsenen unterschiedlicher Herkunftskulturen gerecht werden.

⁴ Einige konnten sich bei ihren Abschlußprüfungen auf das Projekt beziehen, für andere bildete die öffentliche Präsentation den Höhepunkt. Als vorteilhaft erwies sich, daß einige TeilnehmerInnen bereits über konkrete Arbeitsmarkt-Erfahrungen verfügten.

„Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum“ im Stadtmuseum Kassel

Alexander Link

Das Stadtmuseum Kassel zeigt noch bis zum 21. April 2003 die Ausstellung „Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum. Veränderungen einer Stadt durch ‚Gastarbeiter‘“. Sie beschäftigt sich mit einem folgenreichen Aspekt von Arbeitsmigration in der jüngsten Geschichte, der zwischen 1955 und 1973 im großen Stil betriebenen Anwerbung von Arbeitskräften aus dem Süden Europas für die prosperierende westdeutsche Wirtschaft.

Die Ausstellung besteht aus zwei konzeptionell höchst unterschiedlichen Einheiten: aktuelle Aufnahmen des Kasseler Fotografen Dieter Schwerdtle vermitteln einen Eindruck von der heutigen Lebenssituation von Migranten, und ein zweiter Teil lässt die Geschichte der Gastarbeiter-Zuwanderung anhand persönlicher Lebenserinnerungen lebendig werden.

Die Organisatoren der Ausstellung sahen sich zu Beginn ihrer Arbeit mit zweierlei Schwierigkeiten konfrontiert: einem thematisch-inhaltlichen Defizit und einem Versäumnis in der Sammeltätigkeit. Die Zuwanderung von Arbeitsmigranten nach 1955 wurde bisher nicht als ein Aspekt von Stadtgeschichte wahrgenommen. Während sich die Geschichte der Zuwanderung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen nach 1945 seit geraumer Zeit in der

► Eisenbahnabteil mit Blick auf Industrielandschaft

▼ Inszenierung „Leben in Sammelunterkünften“



Sammel- und Ausstellungspraxis vieler Museen niedergeschlagen hat, sind Sammlungen zu Kultur und Lebensweise von in Deutschland lebenden Arbeitsmigranten so gut wie gar nicht vorhanden.

Um eine hinreichende Zahl geeigneter Exponate zu erhalten, mußten daher Kontakte zu Zeitzeugen aufgebaut, Leihgaben aller Art beschafft und schließlich in eine sinnvolle Ausstellungskonzeption eingebunden werden. Erste Verbindungen konnten über einen Vorbereitungskreis geknüpft werden, an dem der Ausländerbeirat, verschiedene Vertreter von Migrantenorganisationen, der Arbeiterwohlfahrt, der Gewerkschaften sowie Mitarbeiter von Bürger- und Kulturzentren und der Universität Kassel beteiligt waren.

Nähe herstellen

Mit dem Einbeziehen aktueller Fotografie wird ein Bogen geschlagen zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Zum Teil werden Portraits von Menschen präsentiert, deren persönliche Geschichte wiederum im historischen Teil der Ausstellung auftaucht. Die Aufnahmen entstanden in einem Zeitraum von rund zwei Jahren. Dabei ging es Dieter Schwerdtle keineswegs darum, die im Titel der Ausstellung avisierten „Veränderungen einer Stadt“ anhand augenfälliger Äußerlichkeiten wie etwa fremdsprachigen Ladenschildern sichtbar zu machen. Vielmehr standen die Menschen und die Stadt, in der sie leben, im Mittelpunkt. Die Stadt wird hierbei als ein kommunikatives Gebilde begriffen, das durch die Begegnung einander fremder Kulturen seine fruchtbaren Impulse für Entwicklung und Veränderung erhält. *„Es geht nicht um eine exotische Sensation von Fremdheit, sondern um Vertrautheit,“* so der Fotograf. Er möchte „Nähe“ herstellen zu den Menschen, die er in Portraits festhält, die in verschiedensten Situationen ihres täglichen Lebens entstanden.

Der historische Teil der Ausstellung zeigt den Prozeß der Zuwanderung, beginnend mit der Anwerbung bis zum kommunalen Wahlrecht für Bürger der Europäischen Union seit dem Maastricht-Vertrag. Sie folgt dabei durchweg den Erinnerungen und Lebenserfahrungen der Neu-Kasseler, die ihre persönliche Geschichte für die Ausstellung öffentlich machten. Ausstellungssequenzen wie „Erinnerungen an die Heimat“, „Leben in Sammelunterkünften“ oder „Leben in der neuen Welt“ stehen



für dieses Verfahren und zeigen, wie das Erlebnis von Fremdheit und deren Überwindung zu den zentralen Erfahrungen von Migranten gehören.

Inszenierung, Installation, Dokumentation

Insgesamt arbeitet dieser Teil der Ausstellung mit behutsam eingesetzten Inszenierungen. Eine Reihe dezent arrangierter Raumsituationen deuten Sachverhalte und Zusammenhänge vorsichtig an, ohne dabei aber die detailgetreue Rekonstruktion einer vergangenen Realität anzustreben. Andere Präsentationen folgen eher dem Prinzip künstlerischer Installationen, setzen Objekte, Dokumente oder Texte zueinander in Beziehung, um ihnen neue Aussagen zu entlocken.

Ein Beispiel: Beim Betreten der Ausstellung wird der Betrachter von einem Stimmengewirr aus Lautsprechern überrascht, das für die unvermittelte Erfahrung von Fremdsein steht. In vier verschiedenen Sprachen werden Auszüge aus Anwerbe- und Arbeitsverträgen gelesen, und zugleich informiert die Ausstellung über das Verfahren der Anwerbung in den Mittelmeerländern. Unmittelbar gegenüber zeigen Erinnerungen deutscher Touristen, wie sich Italien als das Land, aus dem die ersten Gastarbeiter kamen, unter völlig anderen Vorzeichen im Sehnsuchtsbild westdeutscher Ferienreisender darstellt, wie Armut in der Rezeption des Touristen unversehens zur Idylle gerät. Für die einen Motiv zur Emigration, wird sie für die anderen zum Versatzstück des Urlaubs-Traumlandes. Einem häufigen Erzähltopos der Arbeitse migranten folgend betritt der Besucher ein angedeutetes Bahnabteil in einer seitlichen Nische. Der Blick aus dem

Fenster fällt auf ein Stück Kasseler Industrielandschaft: ein Bild von einem anderen Traumland, wo es die gut bezahlten Arbeitsplätze gab. Im Bahnabteil Platz nehmend, kann der Betrachter Erzählungen der Zeitzeugen vom Aufbruch und der Abreise mit der Bahn studieren. Unmittelbar anschließend folgen Erinnerungsbilder und Objekte von Menschen, die sich seinerzeit entschlossen hatten, ihre Heimat wegen besserer Arbeitsbedingungen zu verlassen.

Eine andere Installation greift den Koffer als symbolträchtiges Ausstattungsstück des Emigranten auf. Eine Regalwand voller Reisekoffer erinnert an die Gepäckaufbewahrung eines Bahnhofs. Einem der Koffer hatte sein spanischer Besitzer zwölf Jahre nach dem Aufbruch sogar ein 1985 publiziertes Gedicht mit dem Titel „Compañera inseparable“ gewidmet; darüber die großflächige Reproduktion der Vorderseite eines Informationsheftes für



italienische Gastarbeiter in Kassel mit dem Titel „Ercolino“ von 1976. Sie zeigt das Kasseler Wahrzeichen, das Oktogonschloß im Park Wilhelmshöhe, auf dessen Obelisk normalerweise die Figur des Herkules mit seiner Keule zu sehen ist. In der Zeichnung steht stattdessen der kleine Herkules, der Gastarbeiter, mit seinem Reisekoffer. Das Wahrzeichen der Heimat in der Fremde, die Figur des farnesischen Herkules, ihrerseits ein Import aus dem sonnigen Süden, wird zum Symbol für den heimatlosen, zwischen den Welten pendelnden Migranten.

Mit der konzeptionellen Entscheidung, sich dem Thema von der subjektiven Seite her mit den Mitteln von Inszenierung und Installation zu nähern, war zwangsläufig eine Einschränkung in der Dokumentation von Fakten verbunden. Allerdings wäre es weder wünschenswert noch überhaupt realisierbar gewesen, die unüberschaubare Fülle von Einzelheiten zu Themen wie „Betreuung und Beratung“, „Organisationen von Migranten“, „Sportliche Aktivitäten“ oder „Wohnen“ im Rahmen einer historischen Ausstellung zu dokumentieren. Um aber interessierten Einzelbesuchern, Schulklassen oder anderen Gruppen zusätzliche Informationen anzubieten, schließt die Ausstellung mit einem „Studierzimmer“, wo dem Besucher vorbereitete Materialsammlungen zu diesen Themen nebst einschlägiger Literatur zur Verfügung stehen.

Barrieren abbauen

Die bisherigen Erfahrungen mit der Ausstellung bestätigten die konzeptionellen Entscheidungen. Die Besucher lassen sich gerne auf die Entdeckungsreise ein, die ihnen die Ausstellung anbietet, Neugierde und Entdeckerfreude werden herausgefordert. Die Sinnlichkeit und Anschaulichkeit der Ausstellung sind geeignet, Vorurteile zu relativieren, sich ohne Scheuklappen einem Thema zu nähern, das in der öffentlichen Diskussion noch immer in hohem Maße emotionalisiert wird. Indem es dem Stadtmuseum Kassel gelungen ist, auch die „Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum“ als Besucher ins Haus zu holen, konnte sicher ein kleiner Beitrag dazu geleistet werden, Barrieren zwischen Einheimischen und Fremden und auch zwischen unterschiedlichen Zuwanderergruppen abzubauen.



Alexander Link
Kustos am Stadtmuseum Kassel
Ständeplatz 16
34117 Kassel

(Zur Ausstellung erschien der Katalog: Neu-Kasseler aus dem Mittelmeerraum. Veränderungen einer Stadt durch „Gastarbeiter“. Bearbeitet von Kerstin Eckstein und Alexander Link. Marburg: Jonas-Verlag 2002 [Schriften des Stadtmuseums Kassel Bd. 10] 112 S., Din A 4, 15,- EUR)

▲ Inszenierung „Der Koffer der Emigranten“

◀ Der Eingangsbereich

Angebote für multinationale Klassen

Thomas Brehm

Seit einigen Jahren führt das Kunst- und Kulturpädagogische Zentrum der Museen in Nürnberg (KPZ) Veranstaltungsreihen für multinationale Klassen durch. Sie finden vorwiegend im Germanischen Nationalmuseum statt und werden vom staatlichen Schulamt durch die Delegation einer einschlägig erfahrenen Lehrkraft unterstützt. Als Teil des KPZ-Standardprogramms für Schulen ist dieses Angebot auf die besondere Situation von Kindern und Jugendlichen nicht-deutscher Herkunft abgestimmt. Die Schüler sollen im Museum und an historischen Orten der Stadt sich mit der deutschen Kultur bekannt machen und ihnen dabei zugleich die Wertschätzung des eigenen

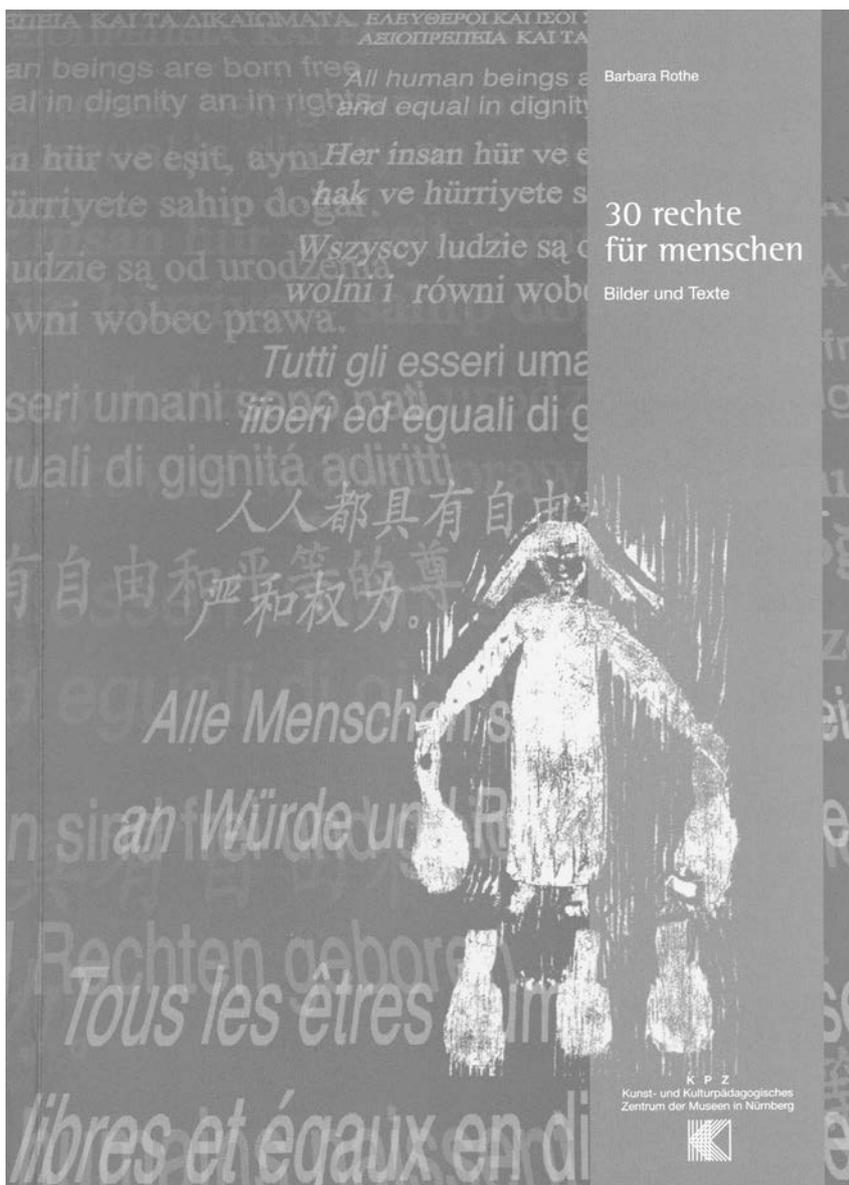
kulturellen Hintergrunds ermöglichen. Die Schüler interpretieren Kunstwerke und historische Zeugnisse vor dem Hintergrund ihrer ganz persönlichen Erfahrungen. Der Unterricht versucht auf diese Weise, „in der Fremde“ Identität zu stiften und Integration zu erleichtern. Ziel ist die Förderung der Ausdrucks- und Dialogfähigkeit der Schüler, sowohl im Bereich der deutschen Sprache als auch im nonverbalen, gestalterisch-darstellerischen Bereich.

Die fünfteilige Reihe „Hallo, hier bin ich!“ beschäftigt sich mit Aspekten des menschlichen Körpers. Beginnend mit reinen Äußerlichkeiten führt die Beschäftigung mit Körperhaltungen zu den damit verbundenen Gefühlen.

Die ebenfalls fünfteilige Reihe „Ein Festmahl“ greift das sinnliche Vergnügen am Essen auf und führt weiter zu Küche und Tischsitten zu verschiedenen Zeiten.

Als Dokumentation der Veranstaltungsreihe, die sich ausgehend von der Straße der Menschenrechte von Dani Karavan mit den Menschenrechten allgemein auseinander setzte und die auch als Lehrerhandreichung für diesen Themenkomplex angelegt ist, liegt vor: Barbara Rothe, 30 Rechte für Menschen, Nürnberg 2000, ISBN 3-924991-31-6, 14.- Euro

Dr. Thomas Brehm
Kunst und Kulturpädagogisches Zentrum der Museen in Nürnberg
Im Germanischen Nationalmuseum
Kartäusergasse 1 90402 Nürnberg
fon: 0911-1331 240, fax: 0911-1331 318
t.brehm.kpz@gnm.de



Link-Liste zum Thema Migration & Museum

Außer den bereits in den einzelnen Beiträgen aufgeführten Internet-Adressen möchten wir zumindest ansatzweise einige weitere interessante Adressen vorstellen. Aber auch hier gilt: wer gugelt, hupft weiter.

www.aemi.dk	The Association of European Migration Institutions (AEMI)
www.integrationsbeauftragte.de	Der Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration
www.migration-online.de	DGB-Bildungswerk, Bereich Migration & Qualifizierung
www.efms.de	Europäisches Forum für Migrationsstudien an der Universität Bamberg
www.iom.int	Internationale Organisation für Migration, Genf
www.imagineIC.nl	Imagine Identity and Culture, Niederlande
www.imis.uni-osnabrueck.de	Institut für Migrationsforschung und Internationale Studien der Universität Osnabrück
www.migrationsmuseum.de	Migrationsmuseum, Zentrum für Geschichte, Kunst und Kultur
www.migration-info.de	Newsletter Migration und Bevölkerung
www.migrationsmuseum.ch	Verein für ein Migrationsmuseum der Schweiz
www.migration.cc	Verein Multikultur in Österreich
www.ffm-berlin.de	Forschungsgesellschaft Flucht und Migration Berlin
www.emz-berlin.de/migration/migrati.htm	Zeitschrift Migration am Berliner Institut für vergleichende Sozialforschung
www.stiftung.koerber.de	
www.auslaender-beirat.de	
www.gemeinsamlernen.de	Projekt Heimat & Fremde. AG selbstorganisiertes Lernen im Internet
www.jbs-anne-frank.de	Jugendbegegnungsstätte Anne Frank Frankfurt am Main

Saitensprünge

Eva Wal

Krachen, Schlagen, Klopfen, Klingen, Stampfen, Klatschen, Brummen, Singen, Rasseln: Eine Wolke von Geräuschen und Klängen steigt aus dem bugförmigen Teil im Untergeschoß des Kunstmuseums Bonn hoch. Oben beugen sich Menschen über das Gelände. Sie könnten von einem Schiff auf das schäumende Meer hinab schauen, auf dessen Wellen eine zerborstene Nußschale treibt, zerschellt an einem der Felsen, die aus der Tiefe ragen – und eine Schar schiffbrüchiger Kinder lärmt zu den Erwachsenen auf dem Dampfer hinauf.

Man kann einen Rhythmus erkennen, im Takt ziehen die Kinder an einer Saite, die über einen bemalten Pappkasten gespannt ist oder schütteln ein mit Körnern gefülltes Döschen. Sie wechseln sich ab oder spielen gemeinsam. In kleinen Grüppchen sitzen sie im Halbkreis auf dem Boden. Jemand hält ein Mikrofon in die Gruppe, die gerade etwas spielt: Ein Klangstück zur Skulptur, die vor ihnen ausgebreitet ist. Manche erkennen eine Landschaft, Felsen und Berge, die aus dem Wüstensand hervorsteht oder aus dem Wasser heraus-



ragen, das wie ein grauer Steinboden zwischen den bizarren Formen fließt.

Für den Künstler Thomas Virnich ist Musik immer mit der Vorstellung einer Landschaft verbunden, wie zum Beispiel in Smetanas „Moldau“, die „*sehr plastisch einen Verlauf beschreibt*“¹. Seine Skulpturen mit Titeln „Geigenlandschaft“, „Klavier im Gebirge“ oder „Bassfutteral mit Abformung“ haben etwas mit Musik zu tun. Aber was?

„Was macht man im Museum?“, frage ich die Kinder. „Bilder anschauen, malen und basteln“, ist die fast einhellige Antwort aller Klassen.

Was gibt es außer Bildern, und was kann man machen, außer zu schauen?

Wir schließen die Augen. Jedes Kind merkt sich einen von ihm gewählten Anblick der Skulptur „Bassfutteral mit Abformung“ von Thomas Virnich und sieht sich dieses „Foto“ eine Minute lang mit geschlossenen Augen an. In dieser Minute ist es wunderbar still. Was passiert mit dem Bild? Wir vergleichen unser Erinnerungsfoto mit dem realen Bild vor uns. „*Es sieht genauso aus*“, sagen manche. Andere haben rotes Licht oder nur schwarz gesehen, und einige haben ihre Fantasie spielen lassen: „*Ich bin zwischen den Teilen in die Tiefe gezogen worden*“, sagt ein sechsjähriges Mädchen. Oft sagen die Kinder: „*Die Kontrabaßhälften haben sich zusammengefügt und sind wieder auseinander gebrochen*“, „*der Klotz hier vorne ist auseinandergesägt worden*“ oder: „*Ich habe Geigen und Gitarren gesehen*“. Ein Elfjähriger behauptet: „*Ich habe die Musik des Kontrabasses vor meinem inneren Auge gehört*“.

Thomas Virnich hat einen Baß abgeformt, Stück für Stück, „*zärtlich*“, wie er sagt, mit Pappe und Holz, so daß man die Negativform eines Basses in zwei Hälften sieht. Sie lehnen im Kunstmuseum an der Wand, hinten in einem Teil im Untergeschoß, auf den man vom Foyer aus hinuntersehen kann. Vor den zwei Baß-Hälften liegen Holzteile, Klumpen, Splitter und Brocken, die manchmal an eine Baßschnecke erinnern. Die Installation verbreitert sich nach vorne, im Vordergrund liegt an einer Seite ein grob ausgesägter Block in der Form eines Basses. Die Kinder erkennen darin die Form, die in die beiden Negativhälften hinten an der Wand hineinpaßt. Auch erkennen sie jedes Mal ohne Zögern Geige, Gitarre und Bass, also ein Saiteninstrument. Sie sind sich einig, daß man auf diesem Instrument nicht spielen kann. „*Man könnte*

höchstens draufschiagen“, sagen sie. Das Instrument erkennen sie „*an der Form*“, wie sie behaupten. Der Unterschied zu einem funktionierenden Instrument bestehe hauptsächlich in den fehlenden Saiten.

Der Psychologe und Wahrnehmungsforscher James J. Gibson² stellte in seiner Theorie der Raumwahrnehmung die These auf, daß wir uns beim räumlichen Sehen auf feste Bezugsgrößen, konstante Bilder wie innere „Fotos“ verlassen, sogenannte Invarianten. Wenn wir zum Beispiel einen Stuhl von vorne anschauen, merken wir uns dieses Bild als Invariante. Wenn wir denselben Stuhl von hinten sehen, vergleichen wir das neue Bild mit dem bekannten Bild. Um denselben Stuhl wiederzuerkennen, muß das Bild im Gehirn ergänzt werden. Dazu brauchen wir gelernte Erfahrung, die biologischen Mechanismen reichen nicht aus. Das Bild wird zusammengesetzt, transformiert, interpretiert, hat aber einen konstanten Kern. Auch beim Assoziieren verbinden wir bekannte mit unbekanntem Formen, Farben oder Tönen und fügen diese zusammen. Völlig selbstverständlich gehen wir mit Bildern um, die aus unserer Fantasiewelt kommen wie Traumbilder: Die Dinge nehmen beliebige Farben und Formen an, alles kann sich verwandeln. Wir können diese Bilder einordnen in Traum oder Wirklichkeit, als Kunst oder Gebrauchsgegenstand erkennen. Die Skulptur „Bassfutteral mit Abformung“ liegt im Museum und wird somit als Kunst betrachtet. Würde dieselbe Installation im Musikraum der Schule liegen, wäre sicher das Geschrei groß: Wer hat den Baß kaputt gemacht? Was, das soll ein Kontrabaß sein?

Das Zusammenfügen, Auseinandernehmen, wieder anders zusammensetzen, entspricht Thomas Virnichts Arbeitsweise. An jedem Ort baut er seine Skulpturen anders auf. Dahinter stehen kindliche Neugier, Experimentierfreude und die Freude am Spiel. „*Der Mensch spielt nur da, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur ganz Mensch, wo er spielt*“. Diesen Ausspruch Schillers zitiert Thomas Virnich zu Beginn seiner Künstlerlaufbahn in einem Brief an seinen Professor Gomringer³. Ist seine Kunst ein Kinderspiel?

„*Ich mache keinen Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen*“, sagt er, als ich ihn im Sommer letzten Jahres in Mönchengladbach besuche. Doch Erwachsene seien zielstrebig, Kinder unverstelt in ihrem Drang, Dinge zu erfahren. Seine Installation im Kunstmuseum



könne von Kindern als „Befreiungsschlag gegen die Eltern“ wahrgenommen werden, weil sie aussehe wie in einem unaufgeräumten Kinderzimmer. Doch das Museum sei ein „luxuriöser Raum“, in dem man Dinge nicht aufräumen müsse. In diesem Fall diene die Anordnung der Teile von „Bassfutteral mit Abformung“ dazu, „ein größeres Feld für die Fantasie zu erschließen“, sagt Thomas Virnich. Wer die alte Schule gesehen hat, in der Virnich mit seiner Frau und seinen drei Töchtern lebt, ahnt, was für ein Feld voller fantastischer Welten Herr Virnich sich und seiner Umwelt erschließt. Alles ist voller Dinge, Schrott und Sperrmüll. Er ist eben ein Künstler. Wie er seinen Kindern diesen Beruf erkläre, frage ich ihn. „Für meine Kinder ist das ganz normal“, antwortet er, die wunderten sich höchstens, was andere Eltern für komische Berufe haben. „Mein Vater macht ordentlich Kunst. Von morgens bis abends steht der im Atelier und baut Welten nach“, so würden seine Kinder das ihren Freundinnen erklären, vermutet Virnich.

Die Kinder im Museum irritiert die Kunst von Thomas Virnich nicht. Beim Anblick der auseinandergeborsenen Teile und der hohlen Form scheinen sie nicht die

Empfindung von Zerstörung zu haben, wie es oft bei Erwachsenen der Fall ist. Ein funktionierendes Instrument „kann man nachbauen, so wie es im Laden steht. Das hier ist einmalig“, sagt eine Viertklässlerin.

Auch eine Skulptur definieren die Kinder im Unterschied zu einem Bild. Man kann um sie herumgehen, man kann sie anfassen. „Drei D“, sagen viele Kinder. Ein Mädchen ruft: „Aber wenn ich ein Bild hier mitten in den Raum hänge, ist es auch eine Skulptur“. Die Leinwand wäre nicht mehr Bildträger, sondern Körper.

Wir kommen darauf, daß auch ein Musikinstrument ein Körper ist, eine Skulptur, und daß jeder Körper ein Musikinstrument sein kann.

Wie und wann klingt ein Körper, und was klingt denn eigentlich? „Ein Musikinstrument ist innen eigentlich ziemlich hohl“, findet ein Mädchen heraus. Was klingt, ist die Luft. Man sieht den Körper, aus dem der Klang kommt, nicht aber die Musik.

Ein Ton braucht, um zu entstehen, sozusagen eine Umformung, eine Hülle, einen Körper. Das kann man an Thomas Virnichs Skulptur gut nachvollziehen.

Unser eigener Körper ist ein Musikinstrument. Wir probieren es aus. Brummen so tief wir können und legen eine Hand auf den Brustkasten, um zu fühlen, wie es vibriert. Wenn wir mit der Stimme hochgehen, steigen auch die Vibrationen bis in den Kopf hinauf.

Was für eine Musik können sich die Kinder zu Virnichs Skulptur vorstellen?

Manche kommen darauf, wie es klingt, wenn man auf Holz schlägt oder wie Holz überhaupt klingen kann. Thomas Virnich selbst stellt sich krachende Äste im Wald, berstendes Holz vor. Wir könnten auch auf den Saiten eines Instruments herumspringen, sie selber springen lassen und immer wieder mal zur Seite springen, um eine neue Perspektive zu erkunden.

Für den weiteren Verlauf der Stunde „Saitensprünge“ gibt es zwei Alternativen. Entweder gehen wir in den Malraum, um ein Instrument zu basteln oder wir machen Musik. Die meisten Klassen entscheiden sich bei der Anmeldung dafür, Instrumente zu bauen, weil sie etwas mit nach Hause nehmen können. Das Programm dauert dann zwei Stunden, für das Musikmachen sollten nicht länger als neunzig Minuten geplant werden.

Bei dem offenen Angebot „Sonntag im Museum“ für Kinder ab sechs Jahren können wir in drei Stunden sowohl ein Instrument bauen als auch Musik machen.

Gehen wir zuerst in den Malraum. Die Instrumente bestehen aus selbstgebauten Pappschachteln mit einer Holzleiste als Hals. Durch ein Loch im Hals wird eine Nylonfaden gezogen und um das ganze Instrument gebunden. Spannung kommt erst auf die Saite, wenn man ein kleines dreieckiges Holzstück, den Steg, darunter schiebt. Diesen kann man leicht hin und herschieben. Wenn man dabei die Saite zupft, erklingen verschiedene Töne. Die Kinder können mit ihnen experimentieren und beobachten, wie sie sich mit der Saitenlänge verändern.

Die Pappschachteln, geschnitten und gefaltet aus 1,5 mm dicker Graupappe, sind Umformungen. Stück für Stück, „zärtlich“, wie Virnich sagt, umformen wir Luft, bauen wir die Hülle für einen Ton. Wir bringen die Hülle, den Körper, die Schachtel zum Schwingen und Klingen.



Doch erst einmal ist es Arbeit. Für Kinderhände ist es manchmal anstrengend, aus den Pappen ein Stück heraus zu schneiden. Kinder strengen sich gerne an, „wenn man weiß wofür“, sagt ein achtjähriges Mädchen und erzählt davon, wie sie im Werkunterricht in der Schule einen Hampelmann aus Holz gebaut hat. Alle Schritte weiß sie noch ganz genau.

Manchmal stoßen die Kästen zuerst auf Ablehnung. „Hätte man das nicht vorfalzen können?“, fragt eine Lehrerin entsetzt, als sie sieht, wie ich mit den Fingern eine Seite des Pappstücks hochbiege. Die Linien sind nicht gerader, als die Kinder sie machen wollen oder können. Die Form ist nicht vorgegeben, und ich stelle fest, daß es manchmal geradezu Mut erfordert, seine eigene, ungenormte Form zu behaupten. Viele Kinder sind unsicher, sie fragen: „Ist das richtig?“, „Ist das gerade?“ Ich erinnere sie an die Skulptur, die wir eben gesehen haben. Nun geht es um ihre eigene Vorstellung und ihr eigenes Vermögen. Da eine Pappschachtel eine ganz einfache Form ist, wirkt es mitunter verunsichernd, daß es gar nicht einfach ist, diese Form herzustellen. Wir erarbeiten uns die dritte Dimension, wir erfahren und begreifen einen Raum, den wir selber herstellen. Es ist nicht selbstverständlich zu verstehen, daß die angezeichnete Umrandung eines rechteckigen Stücks Pappe umgeklappt die Seitenhöhe einer Schachtel ergibt, und daß zwei Hälften wie die des „Baßfutterals“ einen Körper bilden.

Die Seitenwände werden mit Klebeband umwickelt und so stabilisiert und nachgeformt. Die zwei Schachtelhälften werden ebenfalls mit Klebeband verbunden. Manche Kinder haben eine ganz genaue Vorstellung, andere probieren aus, was dabei herauskommt. Ein Mädchen fragt: „Wie macht man eigentlich einen runden Kasten?“. Ein anderes wickelt wütend Klebeband um den ihrer Meinung nach zu klein geratenen Kasten. Das Klebeband kräuselt sich wie ärgerliche kleine Wellen. Dann gibt es eine Wendung. Sie malt den Kasten in leuchtenden Farben, gelb und rot an und zeigt ihn mir mit den Worten: „Zuerst war das ein Wutkasten, jetzt schauen Sie mal, was daraus geworden ist!“

Manchmal kommen ausdrücklich positive Rückmeldungen: „Ich finde das gut, daß die alle nicht gleich sein müssen“. Vor allem die Bemalung gibt den Kästen, die im Ringen oder Zusammenspiel von Vorstellung, Wille, Zufall und Fertigkeiten entstanden sind, die individuellste Prägung. Die Langsameren malen zum Schluß

wenigstens ein paar Noten auf den Kasten und schreiben ihren Name darauf.

Beliebt ist das Zubehör: Der Steg und ein Stöckchen, mit dem man die Saite im Halsloch zusätzlich spannen kann, oder das man zum Zupfen, Streichen, Schlagen oder Trommeln verwenden kann.

Der luxuriöse Raum des Museums ist geeignet, diese Kästen als Eigenwillen und Formfindung bekundende Schöpfungen zu adeln. Die Instrumente werden auf einem Brett an der Wand gegenüber der Skulptur ausgestellt. Die Kinderklangkästen erfahren eine Wertschätzung, werden aber nicht überbewertet. „*Kinder sind keine Künstler*“, behauptet Michael Parmentier, Professor für Pädagogik mit Schwerpunkt Museumspädagogik. „*Ihr engagiertes Spiel mit Farben und Formen ist, wie Piaget stellvertretend für viele andere kurz und bündig deklariert, nur ein ‚Vorläufer der Kunst‘ (Piaget 1969, S. 195 f.)*“⁴.

Das Eigene zu zeigen braucht Mut, denn es zeigt auch das eigene Unvermögen. Man kann sich nicht hinter einer vorgegebenen Form verstecken. Das Museum bietet Kindern die Möglichkeit, ihr eigenes schöpferisches Potenzial zu erkunden jenseits der Begriffe gut und schlecht, richtig und falsch, schön und häßlich. Sie können diese Begriffe gestalten und differenzieren anstatt gelernte Bedeutungen zu übernehmen. Müssen Kinder Freiheit lernen? Verlernen sie mit dem schulischen Lernen auch etwas? Wenn ich das Lernen mit dem Sehen vergleiche und das schulische Lernen dem Lernen im Museum gegenüberstelle, dann steht das schulische Lernen eher für die Invariantenbildung, das Lernen im Museum aber für die ebenso notwendige Fähigkeit, Bilder zu transformieren.

Die Erfahrung mit einer Skulptur ist plastisches Material. „*Mein Denken ist bildnerische Tätigkeit... Meine bildnerische Tätigkeit ist Denken*“, schreibt Virnich an seinen Professor.

Mit unseren Vorstellungen können wir frei gestalten, doch nichts ist schwieriger als den Unterschied von Beliebigkeit und Wille aus einer sich selbst bestimmenden Form zu erkennen. „*Ich muß einen Weg finden, die Menschen freizusetzen, ohne daß sie dumm werden*“, sagte John Cage einmal nach einem mißlungenen Konzert, in dem die Musiker ihre Freiheit zur Improvisation völlig mißverstanden und die Aufführung in anarchischer Beliebigkeit endete. „*So daß ihre Freiheit sie adelt – Wie ich das erreichen werde? Das ist die Frage*“⁵.

Was passiert, wenn die Kinder nun eigene kleine Stücke komponieren, die sie voreinander aufführen?

Sie teilen sich in Gruppen auf und denken ein Stück aus. Vorher besprechen wir noch einmal, was zum Musikmachen gehört: Zuhören, aufeinander hören, Zeichen geben, gemeinsam anfangen und aufhören, laut und leise sein und natürlich ein gemeinsamer Rhythmus.

Bevor sich die Kinder in Gruppen aufteilen, werden die Instrumente vorgeführt, die dann jede Gruppe bekommt: Rundstäbe aus Holz als Rhythmusinstrumente, mit unterschiedlichen Dingen gefüllte Filmdöschen als Rasseln und die Saitensprunginstrumente. Es erweist sich als sinnvoll, den Gruppen nicht jede Menge Klanghölzer und Rasseln zu geben, sondern eine feste Anzahl von Instrumenten. So finden sie schneller zusammen, streiten sich weniger und andere Elemente wie Klatschen, Stimme und Stampfen kommen zum Einsatz.

Spaß macht es immer, im Museum Krach zu machen. Aber manchmal bringt eine Lehrerin die Kinder dazu, ein „richtiges“ Lied zu spielen, weil sie es schwierig findet, die Skulptur zu vertonen.

Und wenn eine Gruppe „Wer will fleißige Handwerker sehen“ singt, dann ist die Wahrscheinlichkeit ziemlich gering, daß eine der anderen Gruppen sich noch traut, etwas Eigenes zu machen. Also wird auch noch: „Lieber, lieber Nikolaus“, „Jingle Bells“ und „Alle meine Entchen“ aufgeführt.

Ein Stück zu erfinden, kann ganz einfach sein – oder eine schwierige Aufgabe. Im Wesentlichen kommt es dabei auf die Gruppe an. Deshalb sollte man etwas Zeit einplanen, in der sich die Gruppen zusammenschließen. Es ist nicht so wichtig, daß sie gleich groß sind oder daß es eine feste Anzahl von Kleingruppen gibt. Die Hauptsache ist eine grundsätzliche Motivation, etwas zusammen zu machen. Dabei darf es natürlich keine Ausgrenzung geben. Die Räumlichkeiten müssen Plätze für die einzelnen Gruppen bieten, die von der Museumsmitarbeiterin und den Lehrerinnen überschaut werden können, die aber auch gewährleisten, daß sich die Gruppen nicht stören oder allzu leicht voneinander kopieren. Letzteres kann nicht ganz vermieden werden. Gerade der Rhythmus wiederholt sich auffällig oft bei den Stücken der Gruppen, die näher beieinander proben.

Manche Gruppen verstecken sich fast, während sie heimlichtuend ihre Stückchen aushecken. Andere brauchen Impulse oder fangen gar an zu streiten. Eine

Mädchengruppe löst seinen Streit auf originelle Weise: Die Mädchen inszenieren ihr Gerangel musikalisch und nennen ihr Stück „Die Streithähne“.

In manchen Fällen gibt es eine Dirigentin, manchmal wird ein Titel vertont. Beliebt sind besonders bei den Jungs die Rhythmusgruppen, und die kleineren Kinder erfinden mit Vorliebe Geschichten, die sie dann instrumentieren. In den Geschichten wird Landschaft mit der Skulptur in Verbindung gebracht. Fast immer ist es eine Familie, die durch Wald oder Felsenlandschaft geht und an einem See vorbeikommt. Naturgewalten spielen eine Rolle, es gibt Dramatik, Blitz und Donner, bis die Familie wieder in der Wohnung vorm Fernseher sitzt.

Nach etwa zehn bis fünfzehn Minuten haben die Gruppen ihre Stücke eingeübt und treffen sich wieder vor der Skulptur. Alle Gruppen setzen sich aufführungsbereit im Kreis und präsentieren nacheinander ihre Kompositionen. Jede Vorführung wird aufgenommen. Es herrscht eine richtige Konzertatmosphäre. Die zuhörenden Gruppen sind still, weil auch sie diesen Respekt für sich beanspruchen. Die Präsenz eines Mikrophons und eines Minidisc-Rekorders mag auch dazu verhelfen, eine konzentrierte Aufmerksamkeit zu schaffen.

Der Abschluß der Saitensprung-Veranstaltung ist das Hören. Zuerst hören wir die gerade aufgenommenen Stücke über kleine Aktivboxen, die am Minidisc-Rekorder angeschlossen werden. Die Gruppen sind meistens sehr stolz auf ihre Stücke, wenn sie für alle aus den Boxen erklingen. Zuletzt hören wir ein oder mehrere kleine Stücke auf dem Kontrabaß, die ich auf der Minidisc zusammengestellt habe. Das entspannt und setzt noch einen Akzent. Ich lasse bewußt erst am Schluß Kontrabaßmusik erklingen, um die Vorstellung von einem Ton, einem Baß und der eigenen Musik vorher nicht zu stören.

Ich halte den Einsatz von Musik und das Musikmachen gerade bei der Auseinandersetzung mit Skulptur, die eine räumliche und körperliche Erfahrung vermittelt, für sehr bereichernd. Die Interaktion der Sinne wird gefördert, und das Musikmachen macht den Kindern Spaß. Bleibt die Frage, was die einzelnen Stücke mit der Skulptur zu tun haben. Gerade weil dies oft nicht auszumachen ist, sollte zum Abschluß der Veranstaltung die Aufmerksamkeit noch einmal auf die Skulptur zurückgeführt werden. Zur Abschlußpräsentation und zum gemeinsamen Musikhören finden wir uns wieder vor der Skulptur ein.

Das Programm eignet sich nach diesen Erfahrungen erst für Kinder ab dritter Klasse, zumindest, wenn frei komponiert werden soll. Bei den Vertonungen von Geschichten waren sogar Fünfjährige dabei.

Eva Wal
evawal@gmx.net

(Das Projekt „Saitensprung“ fand im November und Dezember am Kunstmuseum Bonn statt. Mit den Kinderstücken, die im Museum entstanden, produzierte ich eine Audio-CD. Dafür verwendete ich auch das Interview mit Thomas Virnich. Wie erklärt er Kindern seinen Beruf? Was klingt, rumpelt und klappert in seinem Atelier, der ehemaligen Schule, in der er mit seiner Familie lebt und arbeitet? Virnich spricht über die Skulptur „Bassfutteral mit Abformung“, sein Verhältnis zur Musik und zum Baß. Die CD wird ergänzt von kleinen Kontrabaß-Stücken sowie Klängen und Geräuschen, die man auf dem Instrument machen kann.

Die CD kann auch in folgenden Musikworkshops eingesetzt werden. Sie eignet sich darüber hinaus als Unterrichtsmaterial und gibt die Möglichkeit, dem ein- bis zweistündigen Museumsbesuch zu mehr Nachhaltigkeit zu verhelfen.

Die CD Saitensprung kann an der Kasse oder über die Museumspädagogik des Kunstmuseums Bonn erworben werden, Tel: 0228-7762 -24/-27)

¹ Zitate von Thomas Virnich aus einem Interview mit der Autorin im Juni 2002

² James J. Gibson, 1904-79, amerikanischer Psychologe, Forschung und Theorien über Wahrnehmung, siehe Wahrnehmung und Umwelt – Der ökologische Ansatz in der visuellen Wahrnehmung, Boston 1979

³ Brief von Thomas Virnich an Professor Gomringer, Aachen 09. 09. 1982 aus: Christine Tacke, „Einblick-Ausblick-das Paradies“, Katalog zur Ausstellung im Kunstraum München (Hg.), 1986, S. 75 f.

⁴ Dr. Michael Parmentier, „Kinder, Kunst und Kunsterfahrung“, Kinder in Tageseinrichtungen, ein Handbuch für Erzieherinnen, Hg. Hedi Colberg-Schrader u.a., Kallmeyersche Verlagsbuchhandlung, Seelze-Velber Juni 2001, S. 667

⁵ Dibelius, Cage, S. 379, nach Robert von Zahn, „Refüsierte Gesänge, Musik im Atelier Bauermeister“, Das Atelier Bauermeister in Köln 1960-62, Hg. Historisches Archiv der Stadt Köln, 1993, S. 116

„...ein Museum in Bewegung bringen“

Tanz als museumspädagogische Methode

Claudia Hanfgarn/Burkhard Hergesell

Nach Durchsicht wichtiger museumspädagogischer Publikationen und auch nach Rückfrage im Deutschen Tanzarchiv in Köln ist zu konstatieren, daß Tanz als handlungsorientierte Methode der Museumspädagogik in Deutschland keine Rolle spielt.¹ Auch bei einer stichprobenartigen Prüfung der museumspädagogischen Angebote beispielsweise des Kölner Museumsdienstes – also des Dienstes einer Stadt, die reich an Museen ist – stellt man fest, daß zwar Theater, Literatur, Bildende Kunst, Kunsthandwerk und Musik² eine Rolle als Vermittlungsmethode „*durch sinnlich-emotionale Erfahrungen*“³ spielen, nicht aber der Tanz. Dagegen sind historische Spiele ebenfalls eine in der Museumspädagogik erprobte Methode.⁴

Im folgenden soll ein Tanzprojekt vorgestellt werden, das im Februar 2002 im Historischen Museum Bremerhaven/Morgenstern-Museum zur Aufführung gekommen ist.⁵ Zwei Schulklassen einer städtischen Schule Bremerhavens erarbeiteten in einem halbjährigen Prozeß unter Anleitung einer

Dampfmaschine
Foto: Burkhard Hergesell



Diplom-Tanzpädagogin und ausgebildeten Bühnentänzerin eine Choreografie, die in vier Aufführungen im Museum gezeigt wurde. Initiiert und begleitet wurde das Projekt durch die Museumspädagogik des Historischen Museums. Die Initiierung des Projekts wurde dadurch erleichtert, daß in Bremerhaven das tanzpädagogische Projekt Schultanz (TAPST) bestand, das zum Ziel hat, „aktive Bühnenkünstler als Vermittler künstlerischer Gestaltungsprozesse in Schulen aktiv werden zu lassen.“⁶ Dieses Projekt wird von der Diplom-Tanzpädagogin und Tänzerin Claudia Hanfgarn in einer städtischen Schule im sozialen Brennpunkt Bremerhavens geleitet. Das Projekt ist eine Art Tauschgeschäft zwischen der Künstlerin und der Stadt/dem Magistrat Bremerhaven; Die Künstlerin bekommt als städtische Angestellte die Möglichkeit, ihre künstlerischen Produktionen planungssicher zu verwirklichen und bietet im Gegenzug städtischen Institutionen professionelle Unterstützung in Sachen Tanz und Theater an.

Die Idee „Tanzmaschine“

Hinter der Initiierung eines Tanzprojekts stand seitens der Museumspädagogik die Idee, daß es möglich sein müßte, sowohl Kindern wie auch Jugendlichen die Themen Stadtgeschichte, Sozialgeschichte und die Bedeutung technischer Objekte mittels Tanz sinnlicher, vergnüglicher und auch emotionaler als in einer üblichen Museumsführung oder -ralley nahezubringen, aber auch Zuschauern eine andere Form der assoziativen Kommunikation über den Tanz mit den ausgestellten Objekten zu ermöglichen. Zentrale Zielsetzung war, Kinder und Jugendliche zu aktiven Mitgestaltern dieses Prozesses werden zu lassen und nicht zu passiven Geschichtskonsumenten. Kinder sollten über Tanz und historischen Ausstellungsstücken nicht nur eine Beziehung zur Stadtgeschichte Bremerhavens, sondern auch zu einem städtischen Museum und zu dieser Form künstlerischen Arbeitens selber aufbauen.

Im Frühjahr 2001 wurde ein erster Kontakt zwischen Museumspädagogik und Tanzpädagogik/Tänzerin hergestellt, um die Idee vorzustellen. Nach einem erstes Gespräch lag im Mai 2001 ein Konzept von Claudia Hanfgarn für das Schulklassenprojekt „TANZMASCHINE“ vor, wie die Projektidee bald genannt wurde. In diesem Konzept waren erste mögliche Objekte und historische Szenen als „betanzbar“ ausgewählt worden.

Noch vor den Sommerferien 2001 wurden zwei Klassen als mögliche Projektklassen gefunden und die Klassenlehrerinnen hinzugezogen. Es wurde eine 5. und eine 10. Klasse ausgewählt. Dahinter stand die Überlegung, daß mit nur einer Klasse kein abendfüllendes Programm realisierbar wäre. Außerdem, so nahmen wir an, könnte mit zwei Klassen ein thematisch reicheres Programm entwickelt werden. Mit einer Schulanfänger- und einer Schulabgängerklasse wäre außerdem ein größerer dramaturgischer Spannungsbogen möglich.

5. Klasse

Das Projekt begann für die 5. Klasse mit einem ersten Besuch im Museum und einer Museumsführung. Dabei wählten die Kinder ihre „tanzbaren“ Objekte selber aus. Ihr Auswahlkriterium war die Faszination, die vom jeweiligen Objekt oder der Inszenierung einer historischen Situation ausging. Diese Objekte hatten für sie eine Aura oder waren von besonderem Interesse, was für uns Pädagogen nicht in jedem Fall nachvollziehbar war. Zu Beginn dieser Wahl wußten selbst wir nicht, was man oder wie man das jeweilige Objekt tanzen könnte. „*Am Anfang hat man nichts*“, ist Claudia Hanfgarns knappe Umschreibung der gestellten Aufgabe. Nach der Objektauswahl führte die Klassenlehrerin ein erstes Brainstorming durch, während dessen bereits kleine Szenen entwickelt wurden. Im anschließenden Projektstadium wurden diese Szenen der Tanzpädagogin vorgespielt und in der einsetzenden gemeinsamen Arbeit weiterentwickelt.

Die SchülerInnen entschieden sich für folgende Objekte und Inszenierungen: Eine Gruppe von vier Mädchen wählte eine Kutsche, die als Symbol für die Soldaten- und Matrosenrevolution 1918/19 in Bremerhaven steht. Die Kutsche wird in der Ausstellung durch zwei Figurinen ergänzt, die jeweils einen revolutionären Matrosen und Soldaten darstellen, einer mit roter Fahne in der Hand. Eine zweite Gruppe von vier Mädchen und einem Jungen wählte die Hafenkneipe aus, eine Inszenierung der zeitgeschichtlichen Abteilung, die das Freizeitvergnügen vor allem der Seeleute zu Anfang des 20. Jahrhunderts in der „Stadt der 600 Kneipen“ veranschaulicht. Zwei der Mädchen spielten dabei kleine Amüsier-, Vergnügungs- und Schminkszenen, zwei weitere stellten die Bedienung und der Junge einen Wirt beim Ausschank dar. In einer der drei zeitgeschichtlichen Abteilungen wählten vier

Jungen den Nationalsozialismus als „tanzbares“ Thema aus. Es wurde eine Szene sinnlosen militärischen Drills entwickelt, die letztlich in Auflehnung gegen Befehlsgehalt und einer Erschießung endet. In der Schwerpunktabteilung „Werften und Schiffbau“ begeisterten sich drei Schüler für die Figurinen, die eine Nieterkolonne beim Bau eines Fischdampfers in den 1930er Jahren darstellen. Aus den Arbeitsabläufen und den Bewegungen der Werftarbeiter entstand ein Tanz, bei dem die Kraftanstrengung der Schiffbauarbeit veranschaulicht wurde. Im Tanz wird die Schwere der Arbeit und das Ineinandergreifen der arbeitsteiligen Einzelbewegungen in einer Nieterkolonne deutlich. Und abschließend wollte die größte Gruppe aus dieser Klasse die Bewegungen der Dampfmaschine darstellen. Diese Gruppe hatte während der Museumsführung die Gelegenheit, die Maschine in Bewegung zu sehen. Die Bewegungen und die einzelnen Maschinenteile wurden dabei genau studiert. In ihrer späteren Aufführung setzen die ganz in schwarz gekleideten und geschminkten Schülerinnen und Schüler diese Bewegungen in immer neuen Bildern vom Maschinenmenschen zusammen und erinnern dadurch an Filme wie „Moderne Zeiten“ und „Metropolis“.

Die fünf genannten Tänze wurden alle direkt neben den ausgewählten Objekten und Inszenierungen aufgeführt, so daß die angestrebte assoziative Kommunikation zwischen Tänzer und historischem Objekt für die Besucher möglich schien. Die Tänze stellten somit eine Kommentierung und lebendige Erweiterung der Objekte und historischen Szenen dar.

10. Klasse

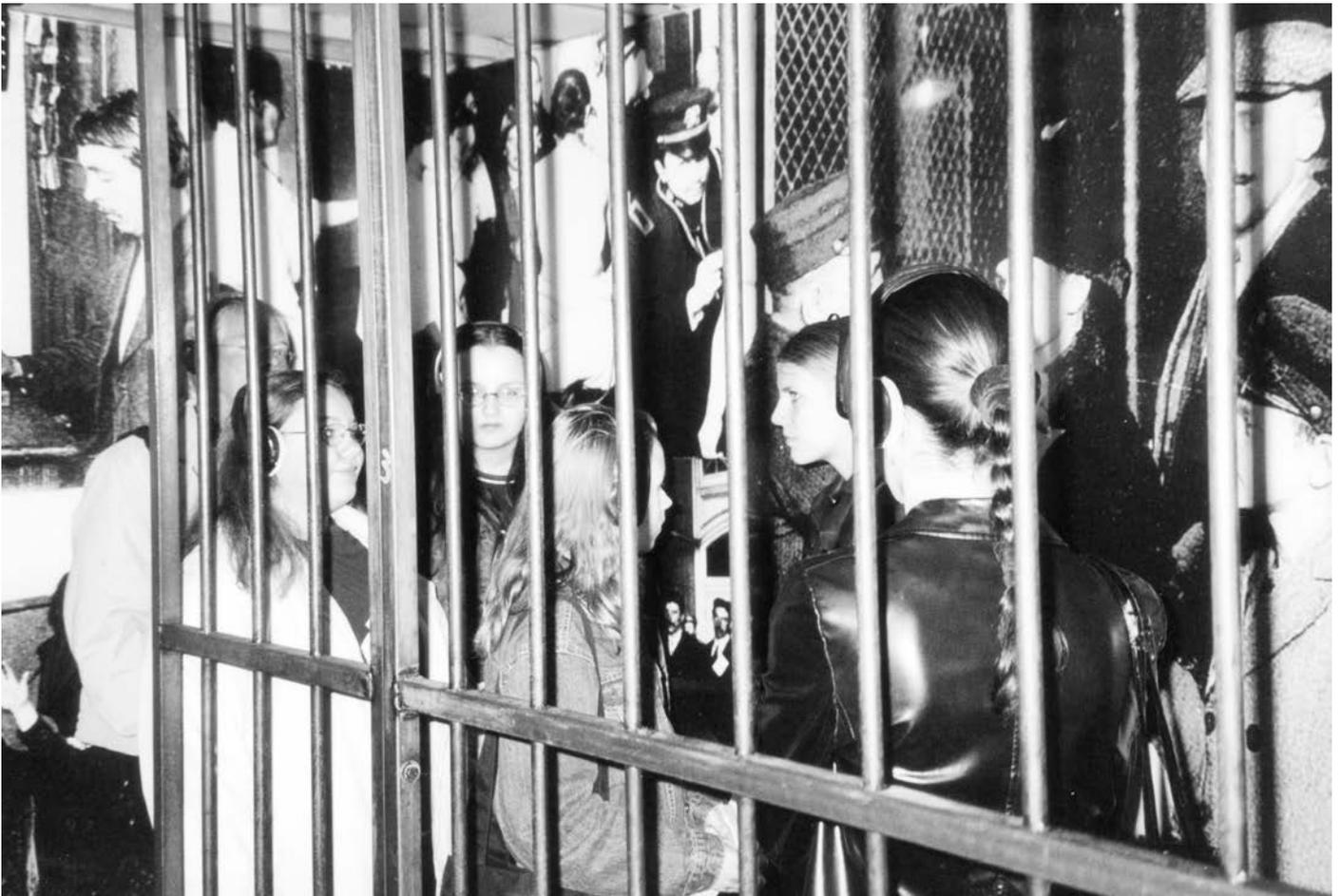
Die 10. Klasse informierte sich während eines Besuchs der Auswanderer-Ausstellung „Aufbruch in die Fremde“ – einer Außenstelle des Historischen Museums Bremerhaven – über die Auswanderung, die als Thema ihres Tanzes vorgegeben wurde. Auch in der Dauerausstellung des Historischen Museums Bremerhavens nimmt dieses Thema breiten Raum ein. „Auswanderung“ ist für Bremerhaven im Jahr seines 175. Stadtjubiläums (2002) ein erstrangiges stadthistorisches Thema, besaß die Stadt doch zwischen 1840 und 1960 einen der bedeutendsten Auswandererhäfen Europas. Außerdem ist durch den hohen Ausländeranteil in den Schulen Fremdsein ein wichtiges persönliches Gefühl und eine Alltagserfahrung

vieler SchülerInnen. Zum dritten stehen die Jugendlichen dieser Klasse am Ende des Schuljahres durch das Verlassen der Schule kurz vor der ‚Auswanderung aus ihrer Jugend‘, dem Eintritt in die Erwachsenenwelt (*rites de passage*) und erneuter Fremdheitserfahrungen. Es geht im Übergang zum Erwachsensein um die Entwicklung einer neuen eigenen Identität, um das Einordnen und Platzfinden in der Erwachsenenengesellschaft. Dieser historischen und aktuellen Gemengelage galt es im Tanz einen Ausdruck zu verleihen.

Die Auswanderungs-Tänze der 10. Klasse sollten aus Platzgründen nicht direkt neben den Ausstellungsstücken, sondern im Veranstaltungssaal des Museums zur Vorführung kommen. Die Choreografie des Themas wurde in erster Linie von Claudia Hanfgarn zusammen mit den Jugendlichen ausgearbeitet und bestand aus sechs Tänzen. Eingeleitet und damit dramaturgisch etabliert wurde das Thema mit einer „Endloskette“. Dabei ging ein unendlicher Auswandererstrom aus der Ausstellung in den Saal, der die eintreffenden Besucher mitnahm und im Saal auf den Stühlen zurückließ. Die Tänzer verließen dann den Saal wieder, um sich der Endlosschlange der Auswanderer wieder anzuschließen. Gleichzeitig saßen einzelne Darsteller unter den Zuschauern im Publikum und animierten Gespräche über die bevorstehende Auswanderung.

Nach dem Eintreffen aller Besucher im Saal, ging es im zweiten Tanz um begrenzte Räume, um die Enge auf den Auswandererschiffen, um die Enge im Männer- und Frauenschlafsaal, die im Männerschlafsaal in einer Prügelzene um verloren geglaubte Einwanderungsdokumente endete. Der dritte Tanz war ein Zukunftstraumtanz. Die Mädchen standen auf der Bühne mit geschlossenen Augen und träumten ihre Amerikavision. Im vierten Tanz wurde eine Gesundheitsuntersuchung bei der Einreisebehörde mit Selektionsszene dargestellt. Dabei spielte einer der männlichen Darsteller einen Arzt, der die Einwanderer nach ihrer Gesundheit aussortierte und die Einreise gewährte oder verweigerte. Es wird die entwürdigende und beängstigende Prozedur der Gesundheitsuntersuchung und Aussortierung bei der Einwanderung deutlich. Der fünfte Tanz war ein Trauertanz derjenigen, denen man die Einreise nicht gewährte und die deshalb zurückgeschickt wurden. In diesem als „Hipwalk“ (Hüftgang) choreographierten Tanz geht es darum,

Die 10. Klasse in der Auswanderer-Ausstellung.
Foto: Burkhard Hergesell



mit den nur beschränkten Bewegungsmöglichkeiten und dem gesenkten Kopf die Frustration der mißlungenen Auswanderung, das Einstürzen des Lebenstraums und die Mühsal eines Neuanfangs darzustellen. Im sechsten und letzten Tanz, dem Neuorientierungstanz, wird die Aufgabe des Sich-zurecht-findens in der neuen Heimat dargestellt. Die Tänzerinnen bewegen sich wie eine Kompaßnadel in die vier Himmelsrichtungen, die Bewegungen werden abgebrochen und neu angesetzt. Zwischen dem fünften und sechsten Tanz entsteht ein Spannungsfeld dadurch, daß der Hipwalk die körperliche Bewegungsmöglichkeit stark beschränkt, während letzterer sie potenziell stark erweitert. Damit korrespondieren beide auch gut mit den Inhalten, die sie darstellen: verhinderte Lebensperspektive durch Abweisung und erweiterte neue Lebensperspektive durch Neuanfang.

Proben, Kostüme, Programm, Probleme

Einmal wöchentlich fanden in den folgenden Monaten im Probenraum der Schule die Proben statt. Hier wurde von der Tanzpädagogin mit den Kindern und Jugendlichen gemeinsam die Choreografie entwickelt. Ziel der choreografischen Arbeit waren mehrere Aufführungen in den Ausstellungsräumen und im Saal des Museums. In vielen Museen ist der Raum eigentlich viel zu begrenzt, als daß er sich für öffentliche Tanzaufführungen mit großen Besucherzahlen eignen würde. Auch die räumliche Situation im Historischen Museum Bremerhaven macht hier keine Ausnahme. So wurde für den Abschluß des Projektes eine Aufführung für 60 bis 70 Besucher konzipiert, wobei diese in fünf Gruppen mit jeweils etwa 12-15 Personen von einer Begleitperson von

Station zu Station geführt werden sollten. Da das für die Kinder der 5. Klasse bedeutete, daß sie im Unterschied zu den Jugendlichen der 10. Klasse ihre Tänze fünfmal aufführen würden, mußte von vornherein die Dauer der einzelnen Parts kurz gehalten werden. Jeder Tanz sollte die Dauer von 3 Minuten nicht wesentlich überschreiten.

Für die Aufführungen wurden Kostüme aus dem Stadttheater ausgeliehen. Dabei wurde keine komplette Kostümausstattung angestrebt. Beispielsweise erhielten die Kinder, die den historischen Schiffbau tanzten, eine Lederschürze und Lederhandschuhe, nicht aber etwa noch Schiffbauerwerkzeug, mit dem eine noch größere Annäherung an eine historische Authentizität erreichbar gewesen wäre. Grundlage dieser Entscheidung war es, die museologische These vom Museum als einer Einrichtung, die Besuchern einen „Grenzverkehr mit dem Fremden“⁷ ermöglichen und Bekanntes als Fremdes wahrnehmbar machen will⁸ auch auf eine Tanzveranstaltung in einem historischen Museum anzuwenden. In einer Schiffbaustadt wie Bremerhaven sind viele Museumsbesucher im Schiffbau tätig oder waren es einmal. Der Verzicht auf eine komplette Ausstattung sollte verhindern, daß Besucher sich im Prüfen der Stimmigkeit der beruflichen historischen Accessoires verlieren, anstatt sich auf die Bewegungen der Tänzer und deren Ausdruck zu konzentrieren. Dieses Reduzieren auf Bewegung und Tanz ist bewußtes Verfremden und Fremdmachen, das ein Gefühl des Befremdens und Nachdenkens auslösen kann. Sogenannte „Versatzstücke“ im Brecht'schen Sinne sollten klare Zeichen setzen, ohne Illusionen zu erzeugen. Dadurch blieb das Spannungsfeld „Aktuell-Historisch“ erhalten.

Die Jugendlichen der 10. Klasse sollten während des Projekts den gesamten Prozeß der Produktion und Organisation einer Aufführung kennenlernen. Dafür wurden Verantwortlichkeiten festgelegt und verteilt. Einige waren für die Herstellung eines Programmheftes verantwortlich, es mußte ein Preetext verfaßt werden und fünf Schüler führten als Begleitpersonen die Besucher durch die Aufführung der Fünftklässler. Die Jugendlichen planten und organisierten den Ablauf der gesamten Veranstaltung selbst. Es gab eine Generalprobe, eine Premiere, eine Feier nach der Premiere. Die typischen Rituale dieser Theater-, Bühnen und Künstlerkultur und der komplexe Prozeß der Planung, Vorbereitung und

Aufführung wurden dabei vermittelt. Es gab Verantwortliche für die Ruhe auf der Bühne, für die Bereitstellung der Requisiten und Kostüme, für den Start der Spieler, für den Einsatz der Musik.

Das Musikkonzept zum Thema Auswanderung sah vor, Musik mit einem Bezug zu verschiedenen Ländern auszuwählen: russische Folklore, finnische Folklore, englische Popmusik. Dadurch sollte der ethnische Faktor und der Aspekt Fremdheit verstärkt werden.

Der Eindruck nach dem ersten Besuch der 10. Klasse im Museum war noch eher deprimierend gewesen. Die Klasse schien negativ eingestellt zu sein. Es gab Albernheit, insbesondere bei den männlichen Jugendlichen, versteckte Aggressivität und Ablehnung.

Tanz gilt als weiblich oder gar schwul unter Männern und männlichen Jugendlichen. Männer haben einen schwierigeren Zugang zu ihrem Gefühl als Mädchen und Frauen, und Tanz ist vor allem Gefühl. „Tanzen ist einfach Weiberkram!“

Hinzu kommen zwei Besonderheiten, die mit westlicher Pädagogik verbunden sind. Die Schulpädagogik ist immer nur am sachlichen Inhalt orientiert. Es geht um Fakten, Daten, Zahlen, Begriffe. Und mit Schule verbinden die meisten Menschen negative Erfahrungen aus ihrer Kindheit und Jugend. Es geht in der westlichen Pädagogik nicht darum, Lernen mit positiven Emotionen zu verbinden. Lernen ist, wenn überhaupt emotional, dann negativ emotional besetzt. Daß man etwas besser lernt, wenn es Spaß macht, ist eine wenig verbreitete und kaum umgesetzte Erkenntnis.

„Jetzt wissen wir wirklich, was Auswanderung bedeutet...“

In der Folge der Aufführungen wurden mehrere auswertende Gespräche unter allen Beteiligten zur kritischen Bilanzierung des Projekts geführt. Die Einschätzung, ob der gewünschte Prozeß einer assoziativen Kommunikation zwischen Tanz und historischen Objekt bei den Besuchern initiiert wurde, konnte dabei nur punktuell erfragt werden.

Während des gesamten Produktionsprozesses gab es eine Auseinandersetzung mit den historischen Objekten und Themen, die man ausgewählt hatte und tänzerisch umzusetzen versuchte.

Eine inhaltliche Verknüpfung der Themen mit den Unterrichtsinhalten war in der 5. Klasse in geringerem Umfang gegeben als in der 10. Klasse. Es gab aber beispielsweise während der Probenzeit, das Thema Nationalsozialismus und das Leben in einer Diktatur mit den Kindern zu besprechen. Dabei wurde deutlich, daß ein solch komplexes Thema wie gerade der Nationalsozialismus überhaupt nicht angemessen ausschließlich über Tanz vermittelbar ist. Das wurde uns klar, als die Klassenlehrerin von einem Besuch mit ihrer 5. Klasse einer Veranstaltung mit einer Zeitzeugin berichtete, die Zwangsarbeit und KZ überlebt hatte. Im Anschluß an diesen Besuch sagten einige der Kinder, die den Nationalsozialismus getanzt hatten, daß sie sich erst jetzt vorstellen können, was die Pädagogen damals gemeint hatten, als sie über Diktatur und Gewalt sprachen. So muß an dieser Stelle bilanziert werden, daß Tanz allenfalls eine Stimmung und Atmosphäre für diese spezifische historische Situation erzeugen kann.⁹

Durch das Projekt inspiriert kamen während des Probenzeitraums einzelne der Kinder der 5. Klasse alleine ins Museum, weil sie sich das Museum jetzt auch einmal genauer und vor allem in Ruhe und nicht im Klassenverband ansehen wollten. Das heißt, es entwickelte sich eine Beziehung zwischen einzelnen Kindern und dem Museum als ganzes oder einzelnen Objekten und historischen Inszenierungen. Einige der Kinder der 5. Klasse hatten auch die Schiffbauwerkstatt im Sommerprogramm besucht, in der Kinder wie Schiffbauer eingekleidet wurden und mit den Werkzeugen der Schiffsnieten Stahlteile wie vor 80 Jahren nieten mußten. Gerade für die Tänzer des Schiffbaus gab es dadurch den intensivsten Austausch mit ‚ihrem‘ historischen Gegenstand.

Die Generalprobe und drei Aufführungen wurden von 226 zahlenden Besuchern gesehen. Durch die Aufführungen wurde das Museum auch anderen BremerhavenerInnen nähergebracht: „Kann man denn auch so hier hergehen?“ war die Frage einer Frau, die ihres Enkels wegen zur Aufführung kam. Für viele Menschen wurde der Zugang zum Museum intensiviert und Schwellenangst abgebaut. Auch einige Kinder gehen inzwischen alleine ins Historische Museum, um sich die Ausstellung anzuschauen.

Kritischen Stimmen aus dem Lehrerkollegium und von Eltern zum Beispiel zum ‚Unterrichtsausfall‘ ver-

stimmten spätestens mit den Aufführungen. Das Projekt war nicht nur ein Beispiel für integrierten Unterricht in den Fächern Kunst, Geschichte, Sozialkunde, Sozialverhalten. Es war auch ein großer öffentlicher Event und Erfolg aller Beteiligten.

„Kultur machen ist wie Butterbrote schmieren!“

Unter sinnlicher Aneignung eines Gegenstandes im engeren Verständnis wird in der Museumspädagogik die Wahrnehmung über Anfassen und Fühlen, Riechen, Schmecken und Hören verstanden, über das *hand's on*.

Uns wurde durch das Tanzprojekt deutlich, daß der Begriff der sinnlichen Aneignung eines historischen Themas erweitert werden muß. Begreifen kann nicht nur im engen Sinne als Anfassen und Arbeiten mit historischen Objekten definiert werden. Auch das Tanzen historischer Szenen und Objekte stellt eine Form der Annäherung an einen und Aneignung eines historischen Gegenstands dar. Es ging im Projekt „Tanzmaschine“ um die Erprobung der „sinnlichen Aneignung“ historischer Objekte in diesem weiten Sinne. Tanzen sehen wir ebenfalls als eine sinnliche Form der Aneignung an, als *mind's on*.

Durch die professionellen Vorstellungsbedingungen hatte das Projekt für alle Beteiligten vor allem eine starke emotionale Qualität. „So etwas erlebe ich nur einmal im Leben“ (10. Klasse). Eine der Jugendlichen schätzte die Freizeitmöglichkeiten in Bremerhaven als sehr gering ein, weshalb ihr das Projekt besonders wichtig war. „Das war ja viel besser als eine Klassenfahrt!“ war eine andere Einschätzung oder „Das war der tollste Tag in meinem Leben!“

Für die Schüler und Schülerinnen kann ganz allgemein ein starkes Anwachsen des Selbstwertgefühls festgestellt werden. Erkennbar wurde das, wenn die Kinder erzählten, wer alles aus der Verwandtschaft zur Aufführung gekommen war und das alles ‚nur‘, weil man selber auf der Bühne stand. Plötzlich war also nicht nur die eigene vielleicht schlechte Note in Mathematik wichtig, sondern auch der öffentliche Auftritt auf der Bühne. Die Kinder haben gelernt, daß sie als Personen etwas darstellen. Auf der Lehrerinnenseite ist festzuhalten, daß sie einzelne Kinder heute ganz anders wahrnehmen. „Man nimmt das Kind als Person wahr.“ Gleichzeitig gehen heute einzelne Kinder beider Klassen viel positiver auf die Lehrer zu.

Für die Tanzpädagogin stellt das Projekt generell die Möglichkeit der Erschließung unserer Kultur durch die TeilnehmerInnen dar. Die Kinder und Jugendlichen lernen, daß Kultur etwas Geschaffenes ist und nicht etwas, das man einfach vorfindet. Kultur zu schaffen kann ein mühevoller aber auch lustvoller Prozeß sein, und Kultur zu schaffen kann man lernen. Und wenn er um die Stadtgeschichte herum entwickelt wird, stellt sich auch eine ganz neue Beziehung zu einem Museum und zur eigenen Geschichte ein. So gesehen macht Kultur Mühe, aber man bekommt etwas dafür zurück. Die Kinder werden in Zukunft Kultur und Kunst immer mit diesem Projekt in Verbindung bringen und damit, daß sie einmal selber an einer Tanzaufführung teilgenommen haben. Damit einher geht ein größerer Respekt vor kultureller Arbeit.

Sicherlich erfolgte eine sehr positive Annäherung an die künstlerische Ausdrucksform Tanz. Von einer zumindest großen Distanz wenn nicht Ablehnung bei den männlichen Jugendlichen der 10. Klasse wurde immerhin ein Schritt zur Teilnahme fast aller an mehreren Tänzen erreicht. Die weiblichen Jugendlichen waren wesentlich offener, begeisterter und an dieser Ausdrucksform interessierter. Bei einzelnen Kindern der 5. Klasse fand eine positive Entwicklung zu Konzentration und Disziplinierung statt. Am Ende stand Begeisterung bei allen Schülern und der Wunsch nach mehr Aufführungen.

Was leistet das Klassenprojekt „Tanzmaschine“ im museumspädagogischen Sinne? Der im Konzept von Claudia Hanfgarn formulierte Anspruch klingt folgendermaßen nach: *„In diesem Projekt wird die ‚statische‘ Welt des Museums aufgebrochen, Stadtgeschichte individuell erlebbar gemacht. Viele Objekte im Museum bieten sich an, durch eine kleine Tanztheater-Szene in einem umfassenden Zusammenhang deutlich zu werden. Die Besucher kommunizieren mit den Objekten, diesmal kommunizieren auch die Objekte mit dem Besucher.“*¹⁰

Vermitteln sich durch Tanz tatsächlich historische Objekte und Ereignisse, die sich die Kinder als tanzbar ausgesucht haben? Diese Frage ist für uns nicht umfassend und endgültig zu beantworten, da hierfür eine Befragung der SchülerInnen und BesucherInnen nach den Aufführungen nötig gewesen wäre. Für uns liegt der große Gewinn des Tanzprojekts auf der Ebene der Entwicklung der Persönlichkeiten der Jugendlichen und Kinder und in der intensiven Emotionalität während des Projekts.

Burkhard Hergesell
An der Allee 25
27568 Bremerhaven

Claudia Hanfgarn
Johannesstraße 28
27570 Bremerhaven
claudia@hanfgarn.de
www.hanfgarn.de

¹ Beispielsweise ergab die Durchsicht der Zeitschrift *Standbein Spielbein* von Nr. 26 (1990) bis Nr. 58 (2001), daß der Begriff Tanz in keinem Titel der Artikel auftaucht. Die Durchsicht der einzelnen Artikel ergab außerdem, daß Tanz nirgends explizites Schwerpunktthema ist. Lediglich Anita Heft gibt in ihrem Beitrag „Denk-mal Begreif-mal ein Denkmal“ in *Standbein Spielbein* Nr. 47 einen Hinweis auf eine Tanzveranstaltung im Rahmen der Museumspädagogik, die allerdings nicht in einem Museum stattfand.

² Vgl. z.B. Noelke, Peter/ Kreidler, Richard (Hg.): *Museumspädagogik in Köln. Konzepte-Angebote-Themen*, Köln 1998, S. 22, S. 51. Zum Thema Theater im Museum vgl. auch: Gabriele Kindler: *MuseumsTheater*. Fachtagung vom 21.-24. September 2000 im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, in: *Standbein Spielbein* Nr. 58, S. 31-33.

³ Weschenfelder, Klaus/ Zacharias, Wolfgang: *Handbuch Museumspädagogik. Orientierungen und Methoden für die Praxis* (3. Aufl.), Düsseldorf 1992.

⁴ Vgl. *Standbein Spielbein* Nr. 42

⁵ Vgl. www.historisches-museum-bremerhaven.de, *Nordsee-Zeitung* vom 6. Februar 2002. Zu dem Projekt gibt es eine Video-Dokumentation, die man über das Internet abrufen kann: <http://www.hanfgarn.de/Tanzmaschine.wmv>

⁶ www.hanfgarn.de

⁷ Peter Sloterdijk: *Museum: Schule des Befremdens*, in: *Frankfurter Allgemeine Magazin* vom 17. März 1989.

⁸ Vgl. auch Korff, Gottfried/ Roth, Martin (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt/M 1990, S. 9-37.

⁹ Für diesen Gedanken danken ich herzlich meiner Kollegin im Historischen Museum Bremerhaven/Morgenstern-Museum, Frau Dr. Simone Blaschka.

¹⁰ Konzept Claudia Hanfgarn, Bremerhaven, 29. Mai 2001

Unter dem Teppich liegt der Standard

Wie kommt es, daß die Führung in Gedenkstätten so wenig bearbeitet wird?

Frank Jürgensen

Der Fisch hat Gräten.

Die zweistündige Standardführung in Gedenkstätten, auch „offizielle Führung“, „Rundgang“ oder „Museumsgespräch“ genannt, stellt ihre Sprecher vor ganz eigene Anforderungen. In Gedenkstätten wird Wert darauf gelegt, daß sich der Vortrag als Gespräch fortsetzen läßt und daß die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Eindrücke unmittelbar sammeln können. Der Umgang mit Medien und Arbeitsmitteln soll nicht in den Vordergrund geraten. Das Vortragen in einer Führung als ein Begehen, Ansprechen und Aufzeigen und infolgedessen auch das Hören und Wahrnehmen geht in Etappen, mit sich wiederholenden Wechseln vor sich. Vielleicht aus diesem Grund liegen einige formale Eigenschaften, die einer jeden Museumsführung eigen sind, offener zutage, wirken anstößig und können sich zu einem Akzeptanz- und Methodenproblem zuspitzen.

Jedenfalls gibt die „Gedenkstättenführung“ außer zur Zustimmung auch Anlaß zur Unzufriedenheit.

In drei Betrachtungen möchte ich diesen Umstand beleuchten:

1. Irritierend ist, wie schwach die Standardführung an KZ-Gedenkstätten in der eigenen Fachszene als Ausdrucksweise einer Institution beachtet ist und wie dürftig sie infolgedessen untersucht wird. Dieser Mangel zeigt Auswirkungen.
2. Eine Untersuchung der Formalien einer Standardführung wäre praxisrelevant. Sie würde das tägliche Beobachten verbessern und das Verständnis darüber fördern, welchen Setzungen und Bedingungen das erzählerische und das visuelle Potenzial einer Führung unterliegen und welche Ausdrucksformen und Medien in einer Standardführung sich zur Auswahl auch anbieten.
3. Wer eine Standardführung moderiert, muß verantwortlich sein können für Zielbildung, Regie und eigene Evaluation. Das läuft darauf hinaus, daß Sprecher freigestellt sein müssen. Dem entspricht auf der Gegenseite, daß Teilnehmende als kulturell und politisch Mündige angesprochen werden. Als Programm diskursiver Bildungspraxis läßt sich das nur in einem weiteren konzeptionell-praktischen Rahmen durchhalten. Zu überlegen ist: Wie soll der Rahmen eingerichtet werden?

Da ist was entwischt

Die Standardführung ist gewiß ein gedenkstättenpädagogisches Gruppenereignis, das hohe und höchste Veranstaltungszahlen vorweisen kann. Dabei gilt es als nicht viel wert und wenig erfolgreich.

Da stecken Enttäuschungen.

Jede einzelne Veranstaltung soll ja nicht nur einfach abgearbeitet werden. Vielmehr soll daraus ein Ereignis der Ansprache und der Reflexion werden, das seine Möglichkeiten ausschöpft. Aber das Zutrauen darauf, daß dies auch der Fall sein wird, bleibt niedrig und die Erfahrung sagt: Es hat bislang schon häufig nicht den Eindruck gemacht, daß es am Ende dann so war. Wie sollte es

auch anders sein, wenn das eigene Sprechen herausgefordert ist, ein Anderes zum Thema zu machen, während die vom Ansprechen zugedachte Resonanz der Teilnehmenden erst das Ziel anzeigen würde. Auch mit der besten Vorbereitung und Einstellung bleiben da Unklarheiten zurück.

Die Führung kann sich auch nicht so wichtig machen, wie sie vielleicht besser wäre. Sie kann im günstigen Fall aus eigenem gegebenem Beispiel die Teilnehmenden davon überzeugen, daß sie gerade so, wie sie stattfand, von Nutzen war.

Es wäre darum hilfreich herauszufinden, welche Gründe für wiederkehrende negative Zuschreibungen verantwortlich gemacht werden können und ob es gelingt, an einige der Ursachen besser heranzukommen, sie zu benennen, sich mit ihnen zu befassen und auf sie Einfluß zu nehmen.

Die einschlägige gedenkstättenpädagogische Literatur hat sehr ausführlich didaktisch-methodische Fragestellungen bewegt. Aber wenn man sie über die Führung befragt, zeigt sich: Ihre Auseinandersetzung mit diesem Thema ist eher nachlässig geblieben. Sie hat das Thema nicht übersehen oder ausgegrenzt; sie hat es einfach nicht zu ihrer Sache werden lassen, die gezielt verfolgt und weiter aufgeklärt würde. Sie hat vielleicht sogar angefangen, eine Befassung abzulehnen.

Als einen Beleg möchte ich den Aufsatzsammelband „Ehmann, Kaiser, Lutz, Rathenow, vom Stein, Weber (Hrsg.), Praxis der Gedenkstättenpädagogik. Erfahrungen und Perspektiven“ von 1995 nehmen. In keinem der aufgenommenen Aufsätze sehe ich darin die Methodik der Standardführung als Untersuchungsgegenstand an zentraler Stelle thematisiert.

Eine Erklärung dafür ist aus einem der Vortexte herauslesbar. Es heißt dort: „Die bisherigen Erfahrungen zeigen, daß Schulklassen gewöhnlich nicht länger als drei Stunden in der Gedenkstätte verweilen. Diese sehr knapp bemessene Zeit wird meist durch eine offizielle Führung in Anspruch genommen. Dabei sind die Schüler gewöhnlich rezeptiv tätig und werden durch die Vielfalt der dargebotenen Materialien geradezu erdrückt. Eine kritische Auseinandersetzung wird durch diese einseitige Form der Vermittlung verhindert.“¹ Daraus lese ich: Führungen gelten als kontraproduktiv. Aber warum dann überhaupt Führungen?

Der zitierten „Praxis der Gedenkstättenpädagogik“ sind andere Verlaufsformen sympathischer und besser perspektiviert. Richtig verübeln kann man diese Einstellung nicht; man wird vermuten: Es geht in diesem Buch auch gerade um das Aufzeigen von Handlungsalternativen zur offiziellen Führung. Die Rede kommt auf Projekte, Arbeitsgruppen, Seminare, persönliche Begegnungen und Reisen als den sich anbietenden günstigeren Erfahrungsweisen. Dann aber taucht die Führung dort doch wieder auf, als wäre sie unerlässlich geblieben und man könnte denken, sie sei doch zur Geltung gebracht. Das hat aber Schönheitsfehler. Die Führung ist dort, wo sie auftaucht, Bestandteil des Unvermeidlichen, der Rahmung etwa. Die sie kennzeichnenden besonderen Prozesse und Möglichkeiten werden hingenommen, nicht untersucht. Außerdem erscheinen die Führungen dort eingebunden in einen Zusammenhang der Befindlichkeits-Absichten, der sie funktional erscheinen und nicht wie im Führungsbetrieb einer Gedenkstätte wie ein verkapseltes Heterotop eigenständig verlaufen läßt.

Vier Beispiele aus dem erwähnten Buch dafür, wie sich das liest.

Im elfseitigen Text von Andreas Kraus: „Polnisch-deutsche Schülerbegegnung in Auschwitz“, heißt es „An den Nachmittagen standen jeweils Führungen, Besichtigungen und Gespräche auf dem Programm.“²

Heidi Hilbig, „Deutsche und israelische Schüler gemeinsam in Theresienstadt und Auschwitz“: „Von Berlin aus fahren wir nach Prag und besuchen von dort aus die Festung und das Ghetto Theresienstadt. Anschließend ging es weiter nach Krakau und von dort aus an zwei Tagen nach Auschwitz, um dort das Stammlager und Birkenau zu besichtigen. Diese zeitliche Planung erwies sich als richtig, da hierdurch eher eine Bearbeitung und ein Austausch über das Erlebte in der Gruppe ermöglicht wurden. Dazu gab es bei den von uns geplanten abendlichen Gesprächen über das Erlebte wie auch natürlich bei den informellen Kontakten Gelegenheit.“³

Gunnar Richter, „Lehrerfortbildungsseminare in der Gedenkstätte Breitenau“: „Der anschließende Rundgang durch das Gelände und in verschiedenen Teilen der Kirche läßt den ‚Lageralltag‘ anschaulich werden und hat eine starke emotionale Wirkung.“⁴

Wolf Kaiser, „Studientage für Schülerinnen und Schüler im Haus der Wannsee-Konferenz“ (verwendet werden zwei Vermeidungssubstantive – „Gang durch“,

„Ausstellungsbegehung“ – die den Eindruck nicht aufkommen lassen, daß hier von „Führung“ die Rede wäre): „Der den Studientag abschließende Gang durch die ständige Ausstellung der Gedenkstätte...macht die Konsequenzen antisemitischer Indoktrination der deutschen Bevölkerung und der verrohenden Erziehung der Jugend zu bedingungsloser Subordination und Härte deutlich. Im Gespräch während der Ausstellungsbegehung haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Gelegenheit, ihre Eindrücke zu artikulieren und weiterführende Fragen aufzuwerfen, die bei der Nachbereitung wieder aufgegriffen werden können.“⁵

Wenn eh klar ist, was eine Führung ist und was sie soll, jedoch nicht kann, bleibt der Umgang mit ihren Zielen für die Museumspädagoginnen und Museumspädagogen ein Spiel mit Zufallstreffern – erst das Werfen, dann die Richtung.

Das ist anspruchsvoll und nicht ohne Anreize. Aber sich auf Dauer in einem Zustand der Inkonsequenzen – wird ja doch nichts – einzurichten bleibt gewohnheitsbedürftig; man ahnt vorher, daß dies auch korrumpiert und in die Abnutzung führt.

So viele Führungen, so viel Mühe, so viel schlechtes Gewissen, so wenig Aufmerksamkeit.

Und trotzdem ereignet sich Wirkung. Hierzu aus demselben Buch: Sabine Wiedicke, „Gedenkstättenfahrt nach Polen 1988, Rückblick einer Teilnehmerin.“ Die gerafften Ausschnitte sind in Wiedickes Text Teil eines Bildungsberichts, der biographische Konsequenzen mitreflektiert; sie stehen an auffälliger Stelle und bezeichnen eine Art Wendung unter dem Eindruck oder auch Druck drastischer Zumutungen einer Führung:

„...und es erschien mir so unglaublich und fast schon grotesk, daß die Asche in diesem einen Ofen der ‚Überrest‘ eines Häftlings war und seit über vierzig Jahren hier lag und ‚besichtigt‘ wurde.

Ich hatte jetzt genug von diesem Rundgang, er dauerte schon über eineinhalb Stunden, ich konnte nicht mehr zuhören, mir war kalt, ich wollte ins Warme, und vor allem wollte ich meine Ruhe haben.

Wir verließen das Krematorium, gingen an den Gräben der Massenexekution vorbei...

Abends fanden wir uns im Hotel zusammen, um über unsere ersten Eindrücke zu sprechen... Andere waren so betroffen, daß sie gar nicht reden konnten oder wollten, und ich gehörte zu den wenigen, die insgesamt sehr dis-

tanziert waren und diese starke emotionale Anteilnahme (noch) nicht teilen konnten.“⁶

Da kann das in Klammern gesetzte „noch“ darauf hinweisen, wie ein Mangel auffällig geworden ist, dies vielleicht verbunden mit Angst, sich nicht weiter adäquat verhalten zu können.

Das Beispiel deckt noch was anderes auf: Es reicht nicht, eine Führung in der Art eines pädagogisch motivierten Musters aufzufassen. Wenn sie gelingt, geht es nicht allein um Bewegungen des Lernens oder Auffassens, sondern um Herausforderungen an das Gemüt. Sprecherinnen und Sprecher stellen harte Forderungen an die Gruppe.

Im Verlauf, so unvollständig und hastig wie immer geäußert werden deshalb auch „Empathie“ und „Betroffenheit“ eine Rolle spielen, wie auch „Abkehr“ und „Coolness“, „In-sich-Gekehrtheit“ und „Gruppenansprache“, das gehört in eine längere Skala geschickter und überlegter Äußerungen und Verteidigungen einer Person, die sich dem aussetzt.

Wenn die Methode im Weg ist

Ich finde, die gedenkstättenpädagogische Literatur hat sich zur Standardführung auch sonst eher etwas ratlos und so wie gegenüber einer Belastung verhalten. Sie hat die Frage, was mit den Führungen los ist, auf ihrem blinden Fleck abgelegt. Vielleicht spielen dabei Abgrenzungswünsche und das Befürchten von Imageschäden eine Rolle.

Der Mangel, in dem dieser lähmende Zustand durchlebt wird, läßt sich vielleicht auf den Ebenen der Intentionalität, Poetik und Rezeption von Führungen so beschreiben:

- Bezogen auf vorgefaßte Ziele erscheinen Führungen fragwürdig, weil sie alles andere als treffsicher sind; sie können sich selbst im Weg stehen; was sich im Innern der Zuhörer abspielt und was aus kollektiven Resonanzen wird, bricht mit der alsbaldigen Auflösung einer Gruppe ab und wird unwägbar.
- Bezogen auf Erwartungen an Thema und Darbietung erwartet man, daß Führungen wenig neues zu bieten haben, da ihnen ja vorausgesagt wird, daß sie repräsentative Wiederholung des Vorbekanntes und Vorgestalteten bieten.

- Bezogen auf Formales und Erleben hält man sie für wenig interessant, wie sie so banal und ohne Geheimnis daherkommen. Jedermann hat schon erfahren, wie eine Führung das macht.

Infolgedessen haben sich Symptome gebildet. Ein Symptom habe ich schon benannt, es gibt so was wie eine Lähmung des Fachinstinkts, ein Desinteresse am erreichten Zustand. Und wenn die Untersuchung der Formalien einer Standardführung unterlassen wird, wenn zugleich die Bemühung, Zielsetzungen auszubilden unterbleibt, hat das auch Folgen.

Ich denke, die wichtigste Folge hat eine soziale Dimension. Die selbständigen performativen Leistungen einer Führung bleiben in zweifacher Hinsicht nicht nachvollziehbar, weder können Moderatoren ihr Verhalten als zielbezogen und begründet darstellen, noch wird ihre literarisch-ästhetische Kunst vorzeigbar, die bei der Bewältigung einer Führung herausgefordert ist. Das trifft das Ansehen der Moderatoren; sie rutschen als Berufsgruppe im subtil reagierenden Fachgefüge ab.

Die zweite Folge: Die Zielsetzung wird von woanders her eingesetzt und dabei auch enteignet: Die literarische Befassung und die Ausarbeitung einer Führung geraten unter vorschriftliche Diktate.

In Gedenkstätten wird auf Regelwerke, die den Moderatoren Verhaltenschancen und -grenzen aufzeigen, nicht verzichtet. Ich kann mir leicht einen Umstand ausmalen, in dem es scheinbar nur so laufen kann: große Einrichtung, Fluktuation und wenig Gespräch der Moderatoren untereinander z.B. Wenn sich Regulative aber schon nicht abschaffen lassen, sollte man sie nicht gerade als Ausdruck der Reife bewerten. Ich stelle mir die nachteiligen Wirkungen der Regulative gar nicht zwingend für den praktischen Zusammenhang vor, wohl aber auf der imaginären Ebene.

Eine Variante ist, wenn statt des wichtigen Gesprächs, das die Moderatoren untereinander führen müssen, Schulung eingesetzt wird oder sich ein Zulassungswesen mit langen Initiationszeiten und Prüfungsritualen einstellt. Initiation und Schulung gehören fortlaufend kritisch betrachtet aber zumindest entlang der Frage: Was erreichen sie tatsächlich für die Praxis und was schließt daran an?

Aber auf welche Weise können Symptome etwas für die einzelne Führung bedeuten? Vorstellen läßt sich eine

Verlaufsmechanik, die mit Selbstvorwurf und Repression endet: Die Außenanforderungen sind hoch, sie steigern sich bis zur Forderung nach präventiver Intervention bei der Abwehr des Rechtsradikalismus, und man hat derart fordernden Zielen kaum was entgegenzusetzen, man wird platt gemacht. Das bedrückt und erzeugt Versagensvorstellungen, die sich ins Thema einmischen; von Schuld ist dort ja auch die Rede, aber von anderer – läßt sich das auseinanderhalten? Es bleibt schwierig damit umzugehen, weil man selbst auch verlockt sein kann, aggressiv eigene Probleme zu exportieren. Zum Beispiel wenn man Themenvorteile im Hochsteigern von Zumutungen und Vorwürfen sieht und zugleich übersieht, was sie bemänteln sollen. Oder man belohnt sich mit Vorsprungsphantasien, etwa indem man die eigene dünne Wissensautorität oder Rollenautorität und die „Zugehörigkeit zur richtigen Seite“ während der Führung betont. Oder es kommt das Ausweichen in mehr zynisches Verhalten, oder zum Aufgeben der Selbständigkeit: Ich sage hier nur, was gewünscht ist.

Sind die Ziele verwaschen oder vom Handeln abständig, fehlt eine wichtige Projektionsmöglichkeit, sich selbst eigenes Handeln während einer Führung auszudeuten. Man selbst hat keine Handhabe nachzufragen, wie es denn nun war. Erntet man Kritik von den Teilnehmern, geht man damit abwiegelnd statt beobachtend um.

Es gibt auch eine Exotik des Üblichen

Es sollen – stark eingekürzt – ein paar Hinweise darauf folgen, welche Wahrnehmungen an der Struktur der Gedenkstättenführung, die ich als eine Weise des Erzählens betrachte, auf einfache Weise formal beobachtbar sind. Sie lassen sich voneinander trennen und deshalb im allgemeinen auch für sich betrachten und vorbereiten.

Dazu gehören die Erzählkette, der gestaltete Verlauf („Bogen“) und die Szene. Ergänzt wird dieses Gefüge formaler Aufgabenstellungen durch die eigenen inhaltlichen Zielvorgaben. Auch die Ziele muß man sich mit Interesse an ihrer Anwendbarkeit und Brauchbarkeit einrichten.

Zwei erzähltechnische Anforderungen stellen sich beständig ein, und das unterscheidet sie zum Beispiel von der Erzählung eines Zeitzeugen: Ich nehme mir zu ihrer Bezeichnung die Begriffe *Kompression* (oder *thematische Verdichtung*) und die *Skandierung* (oder *Kettenbildung*). Mit der *Kompression* muß man umgehen lernen.

Die Kompression

Helen Zumpe benennt das Phänomen so:
„Die eigentliche Kunst der Führung besteht darin, die pädagogischen Zielsetzungen des Ortes innerhalb kürzester Zeit didaktisch umzusetzen, wobei die Vermittlung historischer Kenntnisse in Vordergrund steht.“⁷ Das drückt mit methoden-positivistischer Zielsetzung aus, daß ein Auskommen und zugleich ein anspruchsvolles Verhältnis zwischen Themenstoff und verfügbarer Zeit hergestellt wird.

Die Verkettung

Die Erzählung unterliegt einer Aufteilung in Einzelabschnitte, die miteinander erst auf der Erzählebene wieder verknüpft werden müssen, und zwar auf folgende Weise: Entlang einer Kette von Haltepunkten vollzieht sich die Zuordnung jeweils eines Erzählabschnitts mit Verweisen auf Visuelles, die ihrerseits auf das Gesprochene rückverweisen oder auf einen nächsten Halt vorverweisen. Die wichtigere Versicherung über den Zusammenhalt ist in der Logik des Wegs verankert, der, zu einem „Ausgang“ oder Schluß – das kann der Eingang sein – zurückgelegt wird, wo die Gruppe entlassen wird; die erwartbare Entlassung aus dem Rundgang ist zugleich auch das denkbar stärkste inhaltliche Versprechen. Die Kette wird auf dem Muster einer Art Strickleiter abgearbeitet, die sich wie ein Armband schließen läßt. Im übrigen hat der visuelle Verlaufsteil trotz der mehr von Zufälligkeiten bestimmten Anordnung der Blicke überlegene Plausibilität gegenüber dem von Punkt zu Punkt unterbrochenen und wiederaufgenommenen Sprechen, Erklären und Verweisen.

Diese Erzählanlage ist anspruchsvoll, nicht unkompliziert. Die Erzählerinnen und Erzähler werden beansprucht, die Logik des Erzählens überzeugend der konkurrierenden des Weges entgegenzustellen.

Der Bogen

Beim Sprechen hat man zu tun mit einer Sprech- und Themen-Regie. Die Regie versucht einen Bogen der Anspannung mit der Gruppe auszuhandeln und sie auf dem Bogen durchzuziehen (*Traktion*). Das Bedürfnis danach geht vielleicht von den Teilnehmern aus. Am Ende wollen sie, daß für sie Genugtuung oder Sinn herausge-

kommen ist, am Anfang sind sie gewöhnlich in Abwehr, dazwischen ereignet sich die Führung. Es ist nicht leicht, eine Anspannung von Haltepunkt zu Haltepunkt zu erneuern und es wurde bisher auch wenig Beobachtung gesammelt für eine Ansage, was man da tun kann, um die Anknüpfungen zu kriegen. Nicht zu vernachlässigen sind dafür die Übergänge selbst, die Zeiten und Leerstellen auf den Wegen zwischen den Haltepunkten. Man könnte die Haltepunkte auch *Strophe* nennen und die Zwischenteile *Übergang* oder *Strophenschnitt*.

Die Szene

Die Szene wiederholt sich und hat noch Ähnlichkeit mit der Szene eines Museums, in dem ein Werk erklärt wird.⁸ Ein Sprecher bringt vor nicht mehr verschließbaren Ohren Zumutungen zur Sprache, die eine dritte „Person“ betreffen, welche oft genug auch personalisiert wird.

Vermittelte Aufmerksamkeit

Ein so wichtiger Punkt wie die Zielsetzung ist schließlich die Aufmerksamkeit der Moderatoren, ihre Geistesgegenwart.

Aus Sicht der sprechenden Person spielt es eine Rolle, ob sie in der Lage ist, das was sie spricht und das was sie zu sehen gibt, begründet zu verbinden. Man kann sich vorstellen, daß ein weites und ein enges Thema entstehen, repräsentiert in einem allgemeinen Text und Beispielen; dies auch, um etwas Verbindendes durch die hüpfende Textkette und die rutschende visuelle Kette zu ziehen. Das Verbinden wird durch die Vorgearbeitetheit des ästhetischen Rahmens, in dem sich alles abspielt, unterstützt.

Vor allem aber muß die sprechende Person unterdessen auf den Text und sogar den Weg paradoxerweise auch unaufmerksam werden können, weil es wichtigeres gibt. Denn Erzählung und Weg sind das, das was am ehesten verfügbar bleibt. Der Erzählverlauf läßt sich in Grenzen automatisieren.

Als Sprecher macht man sich dann über die Unaufmerksamkeit auf das Narrativ Vorwürfe, aber das muß man mit sich abmachen können. Unaufmerksamkeit bedeutet teilweise auch, die Wahrnehmung auf das, was das eigene Handeln ausgelöst haben soll, abzuschneiden.

Das kann gerade in diesem Zusammenhang als Verlust, als zunehmende Gefühlskälte mißverstanden werden.

Wo wird die Aufmerksamkeit dann benötigt? Für die Angesprochenen, für das Fühlunghalten mit ihnen; infolgedessen auch bei der Prüfung, was die Gruppe bei den Vortragenden auslöst, also bei der Überprüfung seiner selbst. Man muß die eigenen Antennen abhören und das eigene Handeln nachbewerten.

Korrektive

Wenn ich darauf aus bin, Verbesserungen hinzukriegen, meine Verbindung mit der Gruppe zu erneuern, dann bin ich sonst meist auf den Ansatz gekommen, ich müsse meine Routinen auflösen. Und dann war mein zweiter Gedanke, ich sollte meine Erzählung verändern. Daran ist auch etwas. Aber wie sich aus dem eben Gesagten schlußfolgern läßt, ist es zu schematisch gedacht.

Es gäbe auch andere Schlußfolgerungen: ich soll nicht routinemäßig eine Führung abhaken und vergessen; ich darf auch die Besucher nicht so ansehen wie die Gruppen, die ich vorher gehabt habe.

Aber mir wird helfen, wenn ich möglichst gute Routinen der Erzählung und der Verknüpfungen schaffe, sie mir merke und anwende, umso besser gelingt es mir, in der Situation, die ich eben hergestellt habe, wieder etwas wahrzunehmen und in sie hinein zu reagieren.

Ich brauche

- ein Training für das Beobachten und das Sprechen;
- meine eigene Bearbeitung der Ziele, an denen ich mich selbst messen und auch mich messen lassen will;
- ein Erzählkonzept, das mir begründet, welchen Text ich mit welcher Visualisierung verknüpfe;
- einen reflektierten Stand praktischer, das heißt sofort anwendbarer Kritik und Korrektur;
- eine Nachreflexion, so kurz wie immer, über das, was sich in den letzten Führungen ereignet hat. Ich sollte das verschriftlichen können; ich brauche ein praktisches Abfragemuster dafür;
- von Zeit zu Zeit brauche ich mehr allgemeine Gespräche und muß das Beobachten in Hospitationen üben und meine Erfahrung in der Kritik an anderen Führungen prüfen.

Für die Vorstellung von dem, was ich erreichen kann, wichtig, aber in diesem engen Kontext der Stan-

dardführung außer Betrachtung geblieben: Wie nehme ich Einfluß auf die Entwicklung des Arbeitsrahmens, beispielsweise auf die Auswahl der Medien, zusätzliche Arbeitsmittel, Räume, Vorräte und die Präsentation?

Dr. Frank Jürgensen
KZ-Gedenkstätte Neuengamme
Jean-Dolidier-Weg
21039 Hamburg

¹ Hanns-Fred Rathenow und Norbert H. Weber: „Gedenkstättenbesuche im historisch-politischen Unterricht“, in: Annegret Ehmman, Wolf Kaiser, Thomas Lutz, Hanns-Fred Rathenow, Cornelia vom Stein, Norbert H. Weber (Hrsg.), Praxis der Gedenkstättenpädagogik. Erfahrungen und Perspektiven, Opladen 1995 (im folgenden zitiert als: Ehmman... 1995), S. 22

² Andreas Kraus, Polnisch-deutsche Schülerbegegnung in Auschwitz, S. 194-204, in: Ehmman... 1995, S. 200

³ Heidi Hilbig, Deutsche und israelische Schüler gemeinsam in Theresienstadt und Auschwitz, S. 205-15, in: Ehmman... 1995, S. 208

⁴ Gunnar Richter, Lehrerfortbildungsseminare in der Gedenkstätte Breitenau, S. 260-271, in: Ehmman... 1995, S. 268

⁵ Wolf Kaiser, Studientage für Schülerinnen und Schüler im Haus der Wannsee-Konferenz, S. 151-162, in: Ehmman... 1995, S. 158

⁶ Sabine Wiedicke, Gedenkstättenfahrt nach Polen 1988. Rückblick einer Teilnehmerin. S. 272-282, S. 276-277.

⁷ Helen Zumppe: Eintagesveranstaltungen an historischen Gedenkstätten: Konzepte und Erfahrungen, oder: the world doesn't change in a day. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades einer Diplompädagogin am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg. Hamburg 2002; Fotokopie, S. 146.

⁸ Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten, 256-257. Tausend: Februar 1991, Frankfurt am Main (Jan 1958), S. 78-82.



Erwin Wurm,
„Indoor Sculpture“,
Self Service, 1999

Chic Clicks

8.3.2003 – 1.6.2003, NRW-Forum,
Düsseldorf

Die Ausstellung zeigt eine neue Garde von Fotografen, die auch Konsumkritik wagt und für die alte

Abgrenzungen nicht mehr gelten. Achtunddreißig der berühmtesten Fotografen unserer Zeit zeigen sowohl ihre unabhängigen, freien Arbeiten als auch ihre veröffentlichten Fotografien aus Modemagazinen oder Anzeigenkampagnen. In der

ersten Ausstellung dieser Art illustrieren die ausgestellten Fotografien die Debatte zwischen Kunst und Kommerz, wie sie in der modernen Modedefotografie geführt wird.

Ort:
NRW-Forum Kultur
und Wirtschaft,
Ehrenhof 2,
40479 Düsseldorf,
www.nrw-forum.de

*Geöffnet: Di-So 11-12 Uhr,
Fr 11-24 Uhr*

Botschaft der Dinge

21.3.2003 – 31.8.2003,
Museum für Kommunikation
Berlin

Blanke Springerstiefel oder abgetragene Turnschuhe, schäbige Wartestühle oder edle Designersessel: Die Dinge verraten, wer wir sind. Die symbolische Macht, die die Kommunikation zwischen Mensch und Gegenstand kennzeichnet, ist Thema einer Ausstellung im Museum für Kommunikation. In acht Abteilungen werden die dinglichen Grundlagen der menschlichen Identität thematisiert und hinterfragt. Rund 270 ausgewählte Objekte aus den Bereichen Spielzeug, Mode, Interieur, Erotik, Accessoires, Souvenirs und Haushalt führen den vertrauten Umgang mit den Dingen unserer Kultur vor Augen.

Ort:
Museum für Kommunikation Berlin,
Leipziger Straße 16,
10117 Berlin,
www.museumsstiftung.de

*Geöffnet: Di-Fr 9-17 Uhr,
Sa, So+Feiertag 11-19 Uhr,
Eintritt frei*

migration. eine zeitreise nach europa

Ab 27.4.2003,
Museum Arbeitswelt Steyr

Durchleuchtet werden Wanderungsbewegungen von und nach Österreich, beginnend mit der Habsburgermonarchie bis hin zur Gegenwart und Zukunft. Zentrale Botschaft der Ausstellung ist: Migration ist weder gut noch böse, sie ist ein Faktum, das als positive Bereicherung unserer Gesellschaft und Impuls zur Entwicklung interkultureller Kompetenz begriffen werden soll. Mit dieser Ausstellung präsentiert sich das Museum Arbeitswelt als *der* außerschulische Lernort sowohl für den Schul- als auch den Erwachsenenbildungsbereich.

*Ort: Museum Arbeitswelt,
Wehrgrabengasse 7,
A-4400 Steyr,
www.museum-steyr.at*

Geöffnet: täglich außer Mo 9-17 Uhr

Hermann Stenner: Retrospektive

1.6.2003 – 31.8.2003,
Kunsthalle Bielefeld

Die Ausstellung gibt mit einer Auswahl von ca. 120 Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen einen Überblick über die Werkentwicklung und erinnert an einen ostwestfälischen Expressionisten, dessen überregionale Geltung heute kunsthistorisch unstrittig ist. Hermann Stenner (1891-1914) hinterlässt nach nur knapp fünf Studien- und Schaffensjahren ein umfangreiches Werk, das in seiner künstlerischen Qualität beeindruckt.

*Ort: Kunsthalle Bielefeld,
Artur-Ladebeck-Straße 5,
33602 Bielefeld,
www.kunsthalle-bielefeld.de*

Venedig im 18. Jahrhundert

23. – 25.5.2003,
Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Unter dem Motto „Venedig im 18. Jahrhundert“ veranstaltet das Badische Landesmuseum Karlsruhe vom 23. bis 25. Mai 2003 sein 12. Museumsfest. Die museumspädagogischen Werkstätten bieten wieder ein vielseitiges Programm für Besucherinnen und Besucher und machen so die bürgerliche und höfische Kultur des Barock und Rokoko lebendig. Beispielsweise können kunstvoll verzierte Masken, marmoriertes Papier oder Fächer hergestellt werden. Wer sich – geschminkt und mit Accessoires des 18. Jahrhunderts versehen – fotografieren lässt, kann die Ergebnisse im selbstgestalteten Fotoalbum mit nach Hause nehmen. Kleine Gäste haben auch die Möglichkeit, eine Gondel anzufertigen, die dann vielleicht auf dem (nachgebauten) Canale Grande zum Einsatz kommt. Neben diesen Angeboten kommen barocke Tafelfreuden nicht zu kurz, und ein buntes Rahmenprogramm rundet das Museumsfest ab, das im vergangenen Jahr 20.000 Besucher lockte.

*Ort: Badisches Landesmuseum,
Schloß, 76131 Karlsruhe,
fon 0721-926 6800,
www.landesmuseum.de*

*Geöffnet: Fr 23.5. 17- ca. 24 Uhr,
Sa 24.5. 13- ca. 24 Uhr
(Museumswerkstätten: 13-18 Uhr),
So 25.5. 11- ca. 19 Uhr
(Museumswerkstätten: 11-18 Uhr)*

Kunstort Straße

Lümmelbänke & Co verändern den Stadtteil

Bestelladresse: LKD-Verlag,
Kurpark 5,
59425 Unna,
Tel. 02303-69 324,
Fax -650 57,
e-mail lkd-verlag@lkd-nrw.de,
EUR 8.- zzgl. Versand

Vergessen, verachtet, verdrängt: die „sozialen Brennpunkte“ der Stadt. Jeder hat ein Bild von diesen Vierteln vor Augen: triste Hochhäuser, wenig Grün, kaum Platz zum spielen ... Hier setzt das vom Bundesjugendministerium unterstützte Modellprojekt „Bitte wenden! Kunstaktionen auf der Rückseite der Stadt“ an. Kinder und Jugendliche haben unter Federführung von Jugendkunstschulen in sechs Bundesländern den Kunstort Straße erobert. In Bottrop setzt eine Skulpturenlandschaft Zeichen für ein neues Miteinander. Lümmelbänke lassen in Potsdam den Traum von einer Freiluftschule Wirklichkeit werden. Große Domino-Steine bringen in Karlsruhe einen ganzen Stadtteil ins Rollen ... Die Projekte bestätigen: Kulturpädagogik ist nach Methode und Konzept nah dran an den Lebenswelten der Kinder und Jugendlichen. Sie bietet in Kooperation mit Stadtplanung gerade auch Benachteiligten die Möglichkeit, an der Gestaltung ihres unmittelbaren Lebensumfeldes aktiv mitzuwirken. Kulturpädagogik hat die in den Stadtteilen vorhandene kulturelle Vielfalt als Ressource und Potenzial öffentlich gemacht. Unter dem Titel „Bitte wenden! Kunst auf der Rückseite der Stadt“ präsentiert die 66. Ausgabe der Zeitschrift *info-*

dienst KULTURPÄDAGOGISCHE NACHRICHTEN die Projektpraxis ausführlich in Wort und Bild.

LKD, BJKE, Paritätisches Jugendwerk (Hg.):

Kursbuch Kulturförderung. Finanzierungsleitfaden zur Jugend- und Kulturarbeit

Unna (LKD-Verlag) 2002,
ISBN 3-931949-36-2,
320 S., 20.- EUR

Über 8 Mrd. Euro investiert die öffentliche Hand jährlich in Kunst und Kultur. Eine strukturierte Übersicht über diese Fördermittel bietet das jetzt im LKD-Verlag (Unna) erschienene, vollständig überarbeitete „Kursbuch Kulturförderung“. Auf 320 Seiten stellt der „Finanzierungsleitfaden zur Jugend- und Kulturarbeit“ Zuständigkeiten und Zugänge zu den Fördermitteln des Bundes, der Länder, der Kommunen und der Europäischen Union vor. Ein Ratgeberteil informiert über Antrags-Know-how, Rechtsformen und Finanzierungsarten, offene Linklisten erleichtern den schnellen Zugriff auf ergänzende Informationen im Internet. Realisiert wurde es von einem Herausgeber- und Autorenteam unter Federführung der Landesarbeitsgemeinschaft Kulturpädagogische Dienste (LKD).

Fort- und Weiter- bildungen zur Museumspraxis

Digitalfotografie für die Öffentlichkeitsarbeit

12. – 16. Mai 2003, Werkstattkurs

Dieser Kurs gibt eine Einführung in die Handhabung von Digitalkameras verschiedener Hersteller, erläutert Qualitätsanforderungen und die Verwendung unterschiedlicher Bildbearbeitungsprogramme. Erfahrungen zur Bildwirkung und zum Zusammenhang zwischen Text- und Bildgestaltung werden diskutiert. In Übungen und Kurzprojekten werden Fragen zum Aufbau eines Bildarchivs, zur Formulierung von Bildunterschriften und zur Nutzung von Digitalbildern in verschiedenen Medien besprochen.

Anmeldung und Information:
Akademie Remscheid, Küppelstein 34,
42857 Remscheid, fon 02191-794 0,
e-mail info@akademieremscheid.de,
www.akademieremscheid.de

Leiten, führen, repräsentieren

Führungskompetenzen für die Organisation Museum

25. – 27. Mai 2003
Anmeldeschluß: 28. April 2003

Im Berufsalltag leitender Funktionen werden immer stärker ganz praktische Führungsfragen und -kompetenzen zu einer zentralen Aufgabe: Teams müssen geleitet und geführt und einzelne MitarbeiterInnen gecoacht werden, im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit soll das Museum von kompetenten Führungspersönlichkeiten nach außen repräsentiert werden, Kontakte zu unterschiedlichen Zielgruppen müssen strukturiert werden, Kooperationen angebahnt und wirkungsvolle Synergieeffekte geschaffen werden.

Diese Strukturen zu entwickeln und Ihnen ein möglichst wirkungsvolles und nachhaltiges Instrumentarium an die Hand zu geben, ist Ziel dieses Seminars.

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Kreatives Ausstellungs- management

31. Mai – 2. Juni 2003
Anmeldeschluß: 28. April 2003

Eine Ausstellung ist wie ein Gesamtkunstwerk: Die einzelnen Präsentationselemente und ihr Zusammenspiel sind für das Gelingen ebenso ausschlaggebend wie die beteiligten Personen und ihr Zusammenspiel. Damit diese Prozesse nicht ins Leere laufen, ist die professionelle Steuerung der einzelnen Entwicklungsschritte das A und O. Wir werden im Seminar die einzelnen Phasen der Ausstellungsplanung durchleuchten sowie erprobte Instrumente und Methoden vorstellen und einüben.

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Kulturarbeit für Menschen mit Behinderung

22. – 28. Juni 2003, Internationaler
Werkstattkurs

Seit dem Internationalen Jahr der Behinderten 1981 führt die Akademie regelmäßig Werkstattkurse für Pädagogen und Behindertengruppen aus verschiedenen europäischen Ländern durch, gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. In

mehreren Werkstätten wird die Arbeit mit verschiedenen kulturellen Ausdrucksformen wie Tanz, Musik, Spiel, bildnerischem Gestalten und Fotografie modellhaft demonstriert, erprobt und vermittelt. Exkursionen und internationale Abende ergänzen das Werkstattprogramm.

Anmeldung und Information:
Akademie Remscheid, Küppelstein 34,
42857 Remscheid, fon 02191-794 0,
e-mail info@akademieremscheid.de,
www.akademieremscheid.de

Museum in Szene

13. – 15. Juni 2003

*Workshop in Kooperation mit dem
Haus der Geschichte der Bundes-
republik Deutschland in Bonn*

Anmeldeschluß: 5. Mai 2003

Wenn sich Museum und Theater-
spiel begegnen, kann sich das zu
Sternstunden der Vermittlungsar-
beit entwickeln: Theatrale Inszenie-
rungen machen Themen, Bilder oder
Objekte einer Ausstellung lebendig,
mit schauspielerischen Mitteln kön-
nen Dynamik, Atmosphären und
Hintergründe des ausgestellten The-
mas eingefangen, pointiert und den
Besuchern nahe gebracht werden.

Seit 1999 erarbeiten im Haus der
Geschichte der Bundesrepublik
Deutschland Museumsfachleute und
Theaterexperten in enger Zusam-
menarbeit Szenen für die Daueraus-
stellung. In diesem Praxisseminar
werden wir mit Ihnen an selbstge-
wählten Beispielen die Grundlagen
für diese Form der Präsentation er-
arbeiten.

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Konfliktmanagement in Kultureinrichtungen: Für einen neuen Umgang mit Konflikten

20. – 23. Juni 2003
Anmeldeschluß: 19. Mai 2003

Konflikte sind ein Teil des Arbeits-
lebens. Der Umgang mit Konflikten
wird in den meisten Fällen nicht,
oder noch nicht ausreichend be-
rücksichtigt. Eine konstruktive
Konfliktkultur jedoch fördert die
Arbeitszufriedenheit, setzt Kreati-
vitätspotenziale frei und erhöht die
Effizienz der Organisation auch im
Besucherservice.

Dieses Theorie- und Praxisseminar
vermittelt Grundlagen zu Entste-
hung und Umgang mit Konflikten
sowie Einblicke in Kommunikati-
onstrukturen in Organisationen.

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Ein Museum für alle: Familienfreundliche Museen und Partizipation der Kinder

29. Juni – 1. Juli 2003
Anmeldeschluß: 26. Mai 2003

Wie kinder- und familienfreundlich
sind Museen wirklich? Nach wel-
chen Kriterien kann diese Familien-
freundlichkeit beurteilt werden, und
welche Konsequenzen für das alltäg-
liche Handeln im Museum folgern
daraus? Wie können Museen ihre
Angebotspalette sinnvoll erweitern
und welche Instrumentarien stehen
dafür zur Verfügung?

In diesem Seminar geht es um Bei-
spiele, die sich durch ein vielseitiges
und partizipatorisches Angebot für
Kinder und Familien auszeichnen.
Ziel dieses Seminars wird sein, den
Wunsch von Kindern und Familien

nach mehr Spielraum für eigene Ak-
tivität und Beteiligung nachzukom-
men und gleichzeitig die Realitäten
und Rahmenbedingungen des Mu-
seums mit den neuen Herausforde-
rungen in Deckung zu bringen.

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Mit leichter Zunge: Lebendiges Sprechen in Führung und Vortrag

7. – 9. September 2003,
*Trainingsseminar zu den Grundlagen
professioneller Redeformen*

Anmeldeschluß: 4. August 2003

Nicht nur die Inhalte, sondern auch
ganz maßgeblich die Form Ihrer
Rede bestimmt, ob Sie Ihre Zuhörer
fesseln oder langweilen.

Komponisten und improvisierende
Musiker verwenden Melodie, Dyna-
mik, Klangfarbe, Tempo, Rhythmus
und Pausen, um ihre Musik lebendig
zu machen. Das sind Gestaltungs-
mittel, die ebenso für Sprache in
Vortrag und Führung gültig sind.
In diesem Seminar werden wir mit
Ihnen die musikalischen Mittel der
Sprache an Beispielen verschiede-
ner Textgattungen ausprobieren
(Sachtexte, Prosa, Lyrik, Ballade...).

Information und Anmeldung:
Bundesakademie für kulturelle
Bildung e.V., Postfach 1140,
38281 Wolfenbüttel,
fon 05331-808 415,
e-mail post@bundesakademie.de,
www.bundesakademie.de

Kindermuseum

*Berufsbegleitende Fortbildung
mit 4 Kursabschnitten*

1. Kursabschnitt: 27. – 30.9.2003
(in Wolfenbüttel)

2. Kursabschnitt: 3. – 7.11.2003
(in Remscheid)

3. + 4. Kursabschnitt: 2004

Die Zahl der Kindermuseen in Deutschland ist ansteigend. Neugründungen wird ein besonderes öffentliches Interesse entgegengebracht. Wodurch zeichnet sich die Arbeitsweise der Kindermuseumsinitiativen aus? Was sind ihre Ziele und Zielgruppen? Wie entstehen Kindermuseen? Welche Konzepte, Methoden und Mittel werden eingesetzt? Wer fördert und finanziert diese Aktivitäten? Diese Fragen sollen in der Fortbildung bearbeitet werden.

Die Fortbildung findet in Kooperation der Bundesakademien für kulturelle Bildung in Wolfenbüttel und Remscheid, mit dem Bundesverband Deutscher Kinder- und Jugendmuseen e.V. und dem Bundesverband Museumspädagogik e.V. statt.

*Anmeldung und Information:
Akademie Remscheid, Küppelstein 34,
42857 Remscheid, fon 02191-794 0,
e-mail info@akademieremscheid.de,
www.akademieremscheid.de*

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Interview – Statement – Argumentation

Training für die Öffentlichkeitsarbeit

15. – 19. September 2003

Eine klare und allgemein verständliche Sprache, anschauliche Beispiele, plausible Argumentationen und gegliederte Redebeiträge sind die Basis erfolgreicher Kommunikation. Der

Kurs bietet ein intensives Training mit vielen praktischen Übungen. Angesprochen sind leitende Fachkräfte der Jugend-, Bildungs- und Kulturarbeit, die Medienkontakte wahrnehmen und ihre Institution in der Öffentlichkeit vertreten.

*Anmeldung und Information:
Akademie Remscheid, Küppelstein 34,
42857 Remscheid, fon 02191-794 0,
e-mail info@akademieremscheid.de,
www.akademieremscheid.de*

Tagungen und Symposien

Internationaler Museumstag 2003

Am 18. Mai 2003 wird bundesweit der Internationale Museumstag begangen. Das Motto lautet „Museen haben Freunde“. Das diesjährige Motto bietet Gelegenheit zur Aktivierung von Museumsvereinen, Freundeskreisen und Förderern, Mäzenen und Sponsoren, Politik und Verwaltung.

MUTEC 2003

25. – 27. Juni 2003, München

Die Internationale Fachmesse für Museumswesen, Sammlungen, Restaurierung und Ausstellungstechnik hat das Ziel, für alle Entscheider aus dem Ausstellungs-, Veranstaltungs- und Museumsbereich eine aktuelle Informationsplattform und Kommunikationspool zu sein.

*Weitere Informationen unter:
www.mutec.de, mail@mutec.de*

5. Internationale Sommer- akademie Museologie in Österreich: „Reflexion der Praxis“ im Arbeitsfeld Museum

9. – 16. August 2003,
Fohnsdorf, Schloßhotel Gabelhofen
(Steiermark, Österreich)

Die 5. Internationale Sommerakademie Museologie bietet eine einwöchige Aus- und Weiterbildung im Bereich Museum. Ihr Leitbild lautet „Reflexion der Praxis“. Praktische und theoretische Museumsfragen werden auf dem neuesten Stand der Entwicklung vermittelt.

In Vorträgen, Diskussionen und Kleingruppen erarbeiten 25 TeilnehmerInnen gemeinsam mit internationalen ExpertInnen verschiedene museologische Themen wie z.B.: Museum & Repräsentation, organisatorische und institutionelle Aspekte des Museums, Geschichte & Funktion von Museen, Ausstellen & Inszenieren sowie Planen & Organisieren. Die „Reflexion der Praxis“, das inhaltliche Leitmotiv der Sommerakademie, steht hierbei immer im Vordergrund.

Kosten: EUR 1.080,- (beinhaltet Teilnahmegebühr, umfassenden Reader, Seminarunterlagen, 7 Tage Nächtigung/Frühstücksbuffet/Seminarbewirtung/3 gängiges Abendmenü). Für StudentInnen besteht die Möglichkeit einer Ermäßigung (EUR 790,-)

Zertifikat: Als Abschluß erhalten die TeilnehmerInnen ein Zertifikat des Interuniversitären Instituts für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Klagenfurt, Wien, Innsbruck, und Graz.

Veranstalter: AG Museologie/IFF Wien in enger Zusammenarbeit mit dem Land Steiermark und der veranstaltenden Gemeinde Fohnsdorf.

Ende der Bewerbungsfrist: 10.5.2003

*Weitere Informationen bei:
Prisca Olbrich, IFF/Museologie
1070 Wien, Schottenfeldgasse 29/5
Fon +43-1-522 4000-312,
fax +43-1-522 4000-377
e-mail: sommerakademie.museologie@iff.ac.at
www.univie.ac.at/iffroec/museologie/*

Gesucht: Museumskoffer

Das in Vorbereitung befindliche Werk zum Thema Museumskoffer in der Reihe „Methoden Historischen Lernens“/Forum Museum soll neben praktischen Beispielen und einer geschichtlichen Darstellung der Entwicklung dieses Mediums vor allem einen möglichst umfassenden Überblick über aktuell existierende und früher vorhandene Museumskoffer und deren Hauptintentionen bzw. pädagogische Konzeptionen liefern.

Um als Autor diesem Anspruch genüge tun zu können, bitte ich alle Museumspädagoginnen und -pädagogen, in deren Museum ein derartiges Medium vorliegt bzw. einmal vorlag, mir schnellstmöglich eine Nachricht zukommen zu lassen, aus der Folgendes hervorgeht:

- Name und Anschrift des Museums
- Name und Kontakt der museumspädagogischen Leitung
- aussagefähige Beschreibung des Museumskoffers
- Zielgruppe/n

Im neuen Industriemuseum Chemnitz



- pädagogisches Konzept (sofern vorhanden)
 - Art und Häufigkeit des Einsatzes
- Ich beabsichtige, alle mir bekannten Museumskoffer in diesem Band aufzulisten bzw. inkl. Erläuterungen vorzustellen. Für Ihre Mithilfe bedanke ich mich schon jetzt ganz herzlich.

*Hans Joachim Gach
Fliederweg 1
49205 Hasbergen
Tel.: 05405-808 033, E-Mail:
hjpg710@hotmail.com*

Brandneu: Das Industriemuseum Chemnitz

„Außer Rand und Band geraten...“ –

Die Stadt Chemnitz und die deutsche Museumslandschaft sind seit dem 12. April 2003 um eine Kultureinrichtung reicher. Das Sächsische Industriemuseum eröffnete am neuen Standort in Chemnitz seine Zentrale. Und das aus gutem Grund.

Um 1800 setzte der Chemnitzer Raum mit der Baumwollverarbeitung zum Aufbruch in die Industrialisierung Sachsens ein. Die Stadt wurde binnen kürzester Zeit Industriemetropole und bald als „Sächsisches Manchester“ bekannt. Textil- und Werkzeugmaschinenbau, Fahrzeugbau, Büromaschinenbau, sogar Flugzeugmotorenbau gehörten und gehören teilweise heute noch zu den wichtigsten Produktionszweigen der Region. Industrie und Wirtschaft nahmen auch entscheidend Einfluß auf die hiesige Kunst-, Kultur- und Architekturlandschaft. Eines der bedeutendsten Beispiele ist die 1903 nach Plänen des belgischen Architekten Henry van de Velde für den Chemnitzer Strumpffabrikanten Herbert Esche errichtete Jugendstil-Villa.

Auch das Chemnitzer Industriemuseum hat in geschichtsträchtiger Architektur Platz gefunden. Einst nutzten die Hallen und Räume Gießereien und Maschinenbauunternehmen.

Unverwechselbar prägt die markante Rundbogenfassade von 1907 das Gebäudeensemble aus historischem Backstein, ergänzt um eine moderne Glaskonstruktion.

Im Mittelpunkt der neuen Dauerausstellung des Industriemuseums stehen die Sachsen und ihre industriellen Leistungen. Die Ausstellungsgestalter rücken die Menschen in das Zentrum der Betrachtung. Die technischen Meisterwerke stehen nicht losgelöst von ihrem Umfeld. Besondere Bedeutung bekommen die Personen, die diese Leistungen ermöglichten – die in die Fabriken investierten, die Maschinen konstruierten, die Produkte vermarkteten, die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen übernahmen und schließlich jene, die um das familiäre Wohl besorgt waren und sind.

Aus diesem Grund wurde eine Balance zwischen technischen Exponaten und Produkten des alltäglichen Umfeldes angestrebt. Dicht nebeneinander stehen Hartmann-Dampfhammer und Holzkegelbahn, Horch-Nobelkarosse und Werkzeugmaschine, die geniale Erfindung Ruppert-Getriebe und die Werbepuppe Fewa-Johanna.

Allein durch die Anordnung der Exponate zueinander sollen die Besucher in die Lage versetzt werden, den Unternehmern, Konstrukteuren, Arbeitern, Künstlern und Werbemanagern, ihrem Leben und ihrer Zeit näher zu kommen.

Jeder Museumsbesucher kann das umfangreiche multimediale Informations- und Unterhaltungsangebot an 21 Terminals nutzen. Zu festen Zeiten werden darüber hinaus Vorführungen angeboten. Erfahrenes Personal erklärt technische Abläufe und soziale Hintergründe, u.a. auch eine unter Dampf betriebene Dampfmaschine aus dem Jahr 1896. Ihr Standort ist das zum Museum gehörende restaurierte Maschinenhaus. Außerdem können einzelne Originale und Modelle von den Besuchern selbst bedient werden.

Nach rechtzeitiger Vorabgespräche bietet das Museum Führungen zu verschiedenen Inhalten an. Schulgruppen können sich zu Projekttagen anmelden. Hier steht das Prinzip „learning by doing“ im Mittelpunkt. Die Inhalte sind altersabhängig und am Lehrplan ausgerichtet, wobei der Spaß nicht zu kurz kommt. Spaß machen sollen auch die Ferienangebote.

Das jährliche Ausstellungs- und Veranstaltungsprogramm beinhaltet Aktionen für die unterschiedlichsten Alters- und Interessengruppen. Dabei gehören Sonderausstellungen und Vorträge zu den verschiedensten Themen zum Standard. Mit Lesungen und Konzertabenden öffnet sich das Museum neuen Besuchergruppen. Die Raumkapazitäten ermöglichen darüber hinaus weitere Veranstaltungen für die und mit den unterschiedlichsten Partnern. Das Museum bietet auch den passenden Rahmen für Tagungen, Messen oder Produktpräsentationen.

Zum diesjährigen Veranstaltungsprogramm gehört auch die Tagung des Arbeitskreises Museumspädagogik Ostdeutschland e.V. am 20. und 21. Juni zum Thema „Jenseits von Schulklassen? Über die Relevanz der Museumspädagogik“.

*Claudia Wasner
Sächsisches Industriemuseum,
Industriemuseum Chemnitz
Zwickauer Straße 119, 09112 Chemnitz
fon 0371-36 76 0, fax 0371-36 76 141
E-Mail: chemnitz@saechsisches-
industriemuseum.de
http: www.saechsisches-
industriemuseum.de
Öffnungszeiten: Mo – Do 9 bis 17 Uhr,
Sa, So + Feiertag 10 bis 17 Uhr*

Lehrer im Museum?!

Die Lehrerfortbildung am Badischen Landesmuseum Karlsruhe

Seit Anfang der 90er Jahre bietet das Badische Landesmuseum in Karlsruhe Fortbildungen für Lehrerinnen und Lehrer an. Sie finden

regelmäßig statt, sowohl anlässlich von Sonderausstellungen und Sammlungsneueröffnungen als auch begleitend zu Dauerausstellungen. Das Badische Landesmuseum spricht mit diesem Angebot Lehrkräfte der Grund- und Hauptschulen, der Realschulen und der Gymnasien an. Je nach Themenschwerpunkt einer Ausstellung sind aber auch Berufsschullehrer und -lehrerinnen willkommen oder, wie bei der Ausstellung „Wichtel, Bären, Blütenkinder – Bilderbücher von Ida Bohatta“, Erzieherinnen und Erzieher.

Theorie

Im Badischen Landesmuseum ist eine Mitarbeiterin der Museumspädagogik ausschließlich für die „Kooperation Schule/Museum“ zuständig. Sie informiert per Rundschreiben die betreffenden Stellen und ist als Lehrerin, die in ihrem Beruf und zugleich auch in Teilzeit im Museum arbeitet, die ideale Ansprechpartnerin in allen Fragen rund um das Thema „Lehrerfortbildung“.

Die Rundschreiben mit den Informationen zur Lehrerfortbildung werden an das Staatliche Oberschulamt und die Staatlichen Schulämter der Region verschickt, bei bestimmten Projekten und Ausstellungen (bundes-)länder- und grenzüberschreitend auch nach Rheinland-Pfalz beziehungsweise ins Elsaß. Auch über einen Verteiler mit Adressen von Lehrpersonal, der ständig gepflegt und erweitert wird, lassen sich Zielgruppen ansprechen.

Ein Kooperationspartner ist die Landesbildstelle Baden, die auf ihren Internetseiten über Programme, Ausstellungen und Publikationen des Museums informiert. Darüber hinaus kann bei der Landesbildstelle eine Mitarbeiterin Fragen zu den Schulklassen-Angeboten beantworten. Ebenso besteht mit dem „Arbeitskreis Landeskunde und Landesgeschichte“, der sich hauptsächlich aus Geschichtslehrerinnen und -lehrern zusammensetzt, eine gute Zusammenarbeit. Mitglieder des Ar-



beitskreises stellen für die große Landesausstellung Baden-Württemberg „Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handel und Handwerk 1350-1525“ eine Publikation mit Arbeitsmaterialien (unter anderem Arbeitsblätter, Text- und Bildquellen, Literaturhinweise) zusammen. Kernthemen der Ausstellung wurden dabei auf Inhalte der Bildungspläne zum Thema „Mittelalter“ abgestimmt. Zum Beispiel entstanden zu den Ausstellungsthemen „Zünfte“ und „Handel“ die Publikationen „Zünfte und ihre Ausbildungsverhältnisse“ und „Mobilität und Reisen“.

Praxis

Die Lehrerfortbildungen orientieren sich an den Bildungsplänen der jeweiligen Schultypen. Sie sind, je nach Thema und Schwerpunkt,

als Halb- oder Ganztagesveranstaltungen konzipiert. Im Allgemeinen betreuen die Leiterin des Referats Museumspädagogik, ein(e) Mitarbeiter(in) der Fachabteilung sowie ein oder mehrere (meist freie) museumspädagogische MitarbeiterInnen diese Veranstaltungen. Die „Freien“ sind dabei ein wichtiges Bindeglied: Als FachwissenschaftlerInnen verfügen sie über sehr gute Kenntnisse der Abteilungen und Exponate. Außerdem kennen sie aufgrund langjähriger „Führungspraxis“ die Bedürfnisse von Schulklassen und Lehrpersonal. Die MitarbeiterInnen stellen die jeweilige Abteilung vor, zeigen Arbeits- und Vermittlungsmethoden im Museum auf und erläutern Möglichkeiten, wie sich Ausstellungsschwerpunkte und Bildungspläne verknüpfen lassen. Es werden Führungsthemen angespro-

chen, Führungskörbe gezeigt und Aktionsräume besucht. Zu Beginn der Fortbildung lassen sich die Wünsche der TeilnehmerInnen mithilfe der angewandten Arbeitstechniken (Beispiel: Brainstorming) klären, in der Abschlusdiskussion zusätzlicher Bedarf, etwa nach weiteren Führungsthemen oder Arbeitsblättern, ermitteln. Überdies ist die Fortbildung – auch aufgrund langjähriger Erfahrungen des Badischen Landesmuseums mit „MuseumsTheater“ – am „lebenden Objekt“ möglich: Schauspieler der Theaterwerkstatt Heidelberg schlüpfen beispielsweise in Gewänder der Antike. So liefern sie genaue Antworten auf Fragen, wie Kleidungsstücke übereinander getragen oder wie sie zusammengehalten wurden.

Das Badische Landesmuseum bietet zu seinen Ausstellungen mu-

seumspädagogische Programme an, die gleichermaßen auf einen schulstufen- und fächerübergreifenden Unterricht zugeschnitten sind. Ein Beispiel sei hier erwähnt: Lehrkräfte der Fächer Religion, Ethik und Kunst konnten sich in der Fortbildung zur Sonderausstellung „Im Labyrinth des Minos – Kreta die erste europäische Hochkultur“ mit der Bedeutung der Paläste, mit religiösen Bräuchen und religiösen Orten vertraut machen.

Im Rahmen der Lehrerfortbildungen besteht für Lehrerinnen und Lehrer die Möglichkeit, an Museumsgesprächen teilzunehmen oder künstlerisch-praktische Angebote selbst zu erproben. Sie konnten zum Beispiel im „Spätmittelalter am Oberrhein“ in den Aktionsräumen die Kalligraphie, die Buchdruckerkunst, das Papierschöpfen oder das Buchbinden erlernen. Oder in der türkischen Schatzkammer einfache Instrumente bauen und damit „alla turca“ musizieren.

Resümee

Die Lehrerfortbildungen am Badischen Landesmuseum haben sich inzwischen fest etabliert. Die Resonanz ist sehr gut. Vielfach überschreiten die Anmeldungen die „Soll-Gruppenstärke“. Daß der Informationsbedarf groß ist, zeigt sich in dem Wunsch der Lehrkräfte nach ganztägigen Fortbildungen zu bestimmten Themenbereichen. Um den Zugang zum Museum für Schulklassen auch finanziell zu erleichtern, gibt es im Badischen Landesmuseum einen Schuljahres-Paß zum Preis von 130 Euro. Der Paß gilt ein Jahr lang. Damit können täglich bis zu zwei Klassen einer Schule sowie deren Lehrer das Museum (mit seinen Zweigstellen) beliebig oft besuchen. Bereits im ersten Jahr machten 15 Schulen von diesem Angebot Gebrauch. LehrerInnen, die ihren Unterricht im Museum vorbereiten wollen, haben mit dem Schuljahres-Paß ebenfalls freien Zutritt. Im Übrigen sind auch die Fortbildungen zu Sonderausstellungen kostenfrei.

Aus der intensiven Zusammenarbeit von Museum und Schule entstanden inzwischen neue konzeptionelle Anregungen für die personale Vermittlungsarbeit wie auch Arbeitsmaterialien für LehrerInnen, die es ermöglichen, den Museumsbesuchs vor- und nachzubereiten. Es gibt Arbeitsblätter zu speziellen Führungsthemen, und in Absprache mit den Führungskräften werden Lehrplaneinheiten und Führung gezielt miteinander verbunden.

Trotz dieser positiven Bilanz bleibt noch einiges zu tun. Zum Beispiel muß der Informationsfluß zwischen Oberschulamt und Lehrpersonal noch zügiger gestaltet werden, da viele Lehrkräfte über die Fortbildungsangebote nicht ausreichend informiert sind. Bestimmte Gruppen müssen verstärkt beworben werden, denn bislang nehmen mehr Lehrkräfte auswärtiger als einheimischer Schulen die Fortbildungsangebote wahr. Und schließlich bleibt das Badische Landesmuseum gefordert, auch der nachrückenden neuen Lehrergeneration zu vermitteln, daß vor Originalen, mit Hands-on-Bereichen oder in Aktionsräumen ein lebensnaher Unterricht gegeben ist.

Informationen über Lehrerfortbildungen und pädagogische Tage finden sich im Themenkatalog „Erlebnisort Museum“.

Ansprechpartnerinnen im Badischen Landesmuseum sind:
Dr. Gabriele Kindler
(Leiterin des Referats Museums-
pädagogik)
Tel.: 0721-926 6547
Sabine Dannebauer
(Kooperation Schule und Museum)
Tel.: 0721-926 6594,
Fax: 0721-926 6549
e-mail: museumspaedagogik
@landesmuseum.de

Hildegard Schmid

Initiative für kulturelle Bildung

Kultur öffnet Welten

Am 13. Februar 2003 startete die Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung (BKJ) ihre unter der Schirmherrschaft von Bundesjugendministerin Renate Schmidt stehende Initiative für kulturelle Bildung „Kultur öffnet Welten“. Im Rahmen der Auftaktveranstaltung im Carrousel Theater an der Parkaue in Berlin stellten Christel Riemann-Hanewinkel, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend sowie der BKJ-Vorsitzende Professor Max Fuchs die Ziele der bundesweiten Initiative vor.

Die öffentliche Debatte über die Konsequenzen aus der PISA-Studie bezieht sich nahezu ausschließlich auf schulpolitische Maßnahmen. So wichtig dies ist – Bildung ist mehr als schulisches Wissen. Nach Auffassung von Professor Max Fuchs beinhaltet ganzheitliche Bildung alle Aspekte des Lernens. Dazu gehört die Beschäftigung mit Spiel, Theater und Tanz, Gestaltung, Musik, Literatur und Medien. „*Kulturelle Bildungsarbeit trägt mit ihren vielfältigen Inhalten zur Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen bei. Die Politik steht in der Verantwortung, grundsätzliche Chancengleichheit zu schaffen und eine uneingeschränkte Teilnahme an Bildung zu gewährleisten*“, erläuterte der BKJ-Vorsitzende.

Die besondere Atmosphäre in den Einrichtungen der kulturellen Bildung wird von den Kindern und Jugendlichen hoch geschätzt. Ob in den Kunst- und Musikschulen, den Theaterpädagogischen Zentren oder den Film- und Fotowerkstätten: Hier geht es anders zu als in der Schule. Es geht nicht um Noten, sondern um individuelle Fähigkeiten. Die Kulturpädagogen und Künstler haben das Ziel, die besonderen Stärken jedes einzelnen Jugendlichen heraus-



zufinden und ihnen Gelegenheiten zur Entfaltung zu bieten. Kinder und Jugendliche brauchen Bildung, die sie in die Lage versetzt, ein selbstbestimmtes und verantwortungsbewusstes Leben zu führen. Studien zeigen, daß die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur Schlüsselkompetenzen wie Eigeninitiative, Bereitschaft zur Verantwortung und Problemlösungsfähigkeit fördert.

Die BKJ ist Dachverband von bundesweit 48 Organisationen und Landesvereinigungen der kulturellen Kinder- und Jugendbildung. Mit ihrem breiten Bildungsangebot fördert die BKJ die sozialen und kreativen Kompetenzen junger Menschen nachhaltig und wirksam.

Pressekontakt:
 Bundesvereinigung Kulturelle Jugendbildung e.V.
 Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
 Brigitte Schorn
 Küppelstein 34, 42857 Remscheid
 Tel. 02191-794 390, Fax: 02191-794 389
 Mail: schorn@bkj.de

Fockes Labor: Entdecken – Experimentieren – Erleben

Bitte Berühren! So lautet die Aufforderung in Fockes Labor, dem neuen Aktions- und Experimentier-

raum für Kinder und Jugendliche im Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Am 23. März 2003 wurde das museumspädagogische Angebot des Focke-Museums um diese besondere Attraktion erweitert.

Rollende Arbeitsplätze zu ausgewählten Themen laden seitdem zum selbständigen und spielerischen Forschen und Lernen ein. Einblicke in die unterschiedlichen Themenbereiche des stadt- und kulturgeschichtlichen Museums werden hier ermöglicht und Informationen über die Arbeit im Museum vermittelt.

Fockes Labor bietet eine Erweiterung des gewohnten Museumsbesuchs: die forschende Arbeit am Original.

So können an den Arbeitsplätzen mittelalterliche Keramikfragmente, archäologische Knochenfunde, historische Münzen und typische Möbelschalen des 19. Jahrhunderts untersucht und bestimmt, Naturfasern und historische Gewebearten betrachtet, befühlt und mikroskopiert, Knochen wie im Mittelalter mit Ringbohrungen verziert, Keramikscherben restauriert und Münzen mit Stempel und Hammer geprägt werden.

Die fünfzehn Arbeitsplätze für jeweils zwei „Laboranten“ enthalten neben Informationsmaterialien, Arbeitsblättern und „Werkzeug“ (Lupe, Zollstock, Mikroskop, Waage und Handbohrer) historische Objekte zum Anschauen und Untersuchen.

Fockes Labor ist ein Angebot für Schule und Freizeit, für Kinder, Jugendliche und Familien.

Gerda Engelbracht M.A.
 Focke-Museum
 Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte
 Schwachhauser Heerstr. 240, 28213 Bremen
 Tel. 0421-361 172 74
 e-mail: post@focke-museum.bremen.de
 www.bremen.de/info/focke

Ein neuer Spielstand

Ab und an tut Veränderung Not. Neue Ideen beflügeln, und Abwechslung macht Spaß. Das gilt auch für eine Zeitschrift. Und deshalb bekommt Standbein Spielbein mit dieser Ausgabe ein neues Gesicht. Am inhaltlichen Aufbau haben wir nicht viel verändert. Aber das Erscheinungsbild ist moderner geworden, klarer und großzügiger. Uns gefällt's prima, und wir hoffen, daß die neue Aufmachung auch vor den Augen unserer LeserInnen Wohlgefallen findet.

Die Redaktion



Bundesverband

**Erweiterte Vorstandssitzung
im Badischen Landesmuseum,
Karlsruhe**

Am 1. Februar traf sich der erweiterte Vorstand zu einer Sitzung im Badischen Landesmuseum in Karlsruhe, dem Arbeitssitz der stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Gabriele Kindler, die dort das Referat Museumspädagogik und Ausstellungsdiagnostik leitet. Der Vorstand informierte über seine geplanten Projekte und Veranstaltungen. Acht Teilnehmer aus vier Landesarbeitskreisen kamen nach Karlsruhe und berichteten von ihren jeweiligen regionalen Aktivitäten und Planungen. Schwerpunkt sind die Fortbildungsangebote, die inzwischen von den Mitgliedern gut angenommen werden, wie zum Beispiel Seminare zu Methoden und Techniken museumspädagogischer Arbeit, Auseinandersetzung mit speziellen Zielgruppen oder Erfahrungsaustausch und das Kennenlernen von benachbarten Museen unter dem Motto „Einblicke“.

Nachdem vor einiger Zeit verschiedene Fortbildungen mangels Teilnehmern abgesagt werden mußten, hat sich das Blatt mittlerweile gewendet. Die Ursache der aktuellen Nachfrage mag darin begründet sein, daß die Themen der Seminare mehr an den Wünschen der Mitglieder orientiert wurden, daß intensiver Werbung betrieben wurde oder aber daß der Wunsch nach Professionalisierung stärker geworden ist.

Immer mehr Landesverbände sind mittlerweile im Internet präsent und stellen sich und ihre Aktivitäten unter der homepage des Bundesverbandes **www.museumspaedagogik.org** vor. Unter dieser Adresse ist übrigens auch das überarbeitete und aktualisierte Literaturverzeichnis zu museumspädagogischen Publikationen, das im Auftrag des Bundes-

verbandes von Hildegard Schmid erstellt wurde, abrufbar.

Im Anschluß an die Sitzung, in der unter anderem die diesjährige Jahrestagung, Themen für unsere Fachzeitschrift und geplante Projekte besprochen wurden, erhielten die Teilnehmer eine Sonderführung durch die laufende Ausstellung im Badischen Landesmuseum „Mythos Tutanchamun“ und konnten das umfangreiche museumspädagogische Begleitprogramm kennenlernen. Nachdem diese Veranstaltungen vom Publikum seit Jahren schon mit großem Erfolg wahrgenommen werden, entschied die Museumsleitung mittlerweile, für jede große Sonderausstellung im Karlsruher Schloß einen sogenannten Aktionsraum für spezielle Vermittlungsangebote einzuplanen. Eine Entscheidung, die man sich auch für andere Museen und Ausstellungshäuser wünschen würde.

Hannelore Kunz-Ott

Die **nächste erweiterte Vorstandssitzung** findet am Samstag, 31. Mai in Dresden statt. Ort und Zeit: Deutsches Hygienemuseum, Lingnerplatz 1, 01069 Dresden, von 12 bis 17 Uhr (www.dhmd.de, Tel.: 0351-4866 0). Alle Vorstandsmitglieder der regionalen Verbände aber auch interessierte Mitglieder sind hierzu herzlich eingeladen.

**Jahrestagung 2003
des Bundesverbandes
Museumspädagogik e.V.**

Der diesjährige Kongreß des Bundesverbandes findet in Kooperation mit der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland vom **9. bis 11. Oktober in Bonn** statt. Das Thema der Fachtagung „Event zieht – Inhalt bindet. Besucherorientierung auf neuen Wegen“.

Die Jahrestagung wendet sich einem Thema zu, das bisher mit den Schlagworten „Eventkultur“ oder „Edutainment“ belegt ist und von vielen unserer Mitglieder eher miß-

trauisch betrachtet wird. Dabei ist die Bildungsarbeit der Museen längst in Veranstaltungsprogramme eingebunden, die das Publikum zugleich unterhalten und neue Besucher-schichten an das Museum heranführen möchte.

Mit welchen Wünschen und Interessen der Besucherschaft haben es die Museen heute zu tun? Gelten inhaltliche Vorgaben der Exponate oder gilt die Besucherorientierung als Leitprinzip? Was unterscheidet museumspädagogische Programme von den Angeboten der Themen- und Freizeitparks?

Als ReferentInnen sind Museumsleute aus den Bereichen Sammlung und Ausstellung sowie Bildung und Kommunikation eingeladen, dazu Vertreter von Freizeitparks u.a. Einrichtungen der Unterhaltungsindustrie. Workshops, die in mehreren Bonner Museen stattfinden sollen, ergänzen die Palette der Referate. Auf einem „Ideenmarkt“ werden Beispiele aus der Bildungspraxis der Museen vorgestellt, diesmal ergänzt durch Angebote ausgewählter Freizeiteinrichtungen.

Kinderkultur – Kindheit und Kinder im Museum

(Tagung des Rheinischen Industriemuseums Oberhausen in Kooperation mit dem Bundesverband Museumspädagogik e.V. und dem Verband der Museumspädagogen und Museumspädagoginnen an Freilicht- und Industriemuseen)

Vom 20. bis 22. März 2003 fand in Oberhausen eine **Fachtagung** mit zwei inhaltlichen Schwerpunkten statt: Wie wird das Thema „Kindheit“ in Ausstellungen und Museen dargestellt? Mit welchen Vermittlungsmethoden nähern sich museumspädagogische Angebote der Zielgruppe „Kinder im Museum“? Neben theoretisch-methodischen Grundsatzreferaten beleuchteten Beispiele aus der Praxis beide Themenkomplexe, Exkursionen vertieften schließlich das Tagungsthema.

Es ist geplant, die Referate in einem Tagungsband zu publizieren.

Fortbildung „Unbekannt verzogen?“

Am 2. Juli 2002

(Der Umgang des NS-Staates mit behinderten Menschen am Beispiel Düsseldorf und Umgebung, Seminar in der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf)

Die Fortbildung, veranstaltet vom Landesverband NRW für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V. und der Arbeitsgemeinschaft Behinderte Besucher im Museum im Bundesverband Museumspädagogik e.V., richtet sich an LehrerInnen, AusbilderInnen und EinrichtungsleiterInnen sowie an MitarbeiterInnen in der Behindertenhilfe, in Museen sowie an Mahn- und Gedenkstätten. Das Seminar möchte Denkanstöße für den Berufsalltag vor dem historischen Hintergrund geben.

Die Teilnehmerzahl ist auf max. 20 Personen begrenzt. Anmeldungen bitte an:

Landesverband NRW für Körper- und Mehrfachbehinderte e.V., z.Hd. Wolfgang Wessels, fon 0211-612 098, fax 0211-613 972, E-Mail w.wessels@lv-nrw-km.de

Stiftungspreis 2003 „Das beste Konzept für lebendige Museen und moderne Kulturstätten“:

Die Stiftung *Lebendige Stadt* ruft als Auslober des Preises alle Städte, Kommunen, Museen und institutionelle Kulturstätten auf, sich um den Stiftungspreis 2003 zu bewerben.

Museen und moderne Kulturstätten haben die Aufgabe, Kunst und Kultur auf höchstem Niveau zu fördern, zu prägen und zu präsentieren. Gleichzeitig stehen sie vor der Herausforderung, ein immer schwieriger zu erreichendes Publikum bei zunehmender Konkurrenz für diese Aufgabe zu interessieren. Anspruch und Zuspruch nicht als Gegensatz zu begreifen, sondern bei zumeist lee-

ren öffentlichen Kassen symbiotisch weiter zu erhöhen – das macht ein erfolgreiches Konzept für ein lebendiges Museum oder eine moderne Kulturstätte aus.

Preiswürdig sind in diesem Sinne sowohl die Architektur von Neu- und Umbauten, die inhaltlichen Konzepte bestehender und neuer Museen und Kulturstätten sowie Kommunikations- und Marketingmaßnahmen – insbesondere in der Kombination mehrerer dieser Aspekte. Insgesamt ist eine Preissumme von EUR 10.000,- ausgesetzt.

Bewerbungen sind bis zum **30. Juni 2003** zu senden an:

Stiftung *Lebendige Stadt*, Saseler Damm 39, 22395 Hamburg

Nähere Informationen zur Auslobung und Zusammensetzung der Jury unter www.lebendige-stadt.de

Förderpreis des Deutschen Kinderhilfswerks „Goldene Göre“:

Das Deutsche Kinderhilfswerk vergibt in diesem Jahr erstmalig die „Goldene Göre“, den Preis für die Beteiligung von Kindern und Jugendlichen an der Gestaltung ihrer Lebenswelt. Der Preis wird in fünf Kategorien verliehen und beträgt jeweils EUR 10.000.-

- Die fünf Kategorien umfassen
1. Kinderpolitik: für die Mitwirkung von Kindern und Jugendlichen in der Kommunalpolitik,
 2. Medien: für herausragende Projekte, die die Auseinandersetzung von Kindern und Jugendlichen mit Medien beinhalten,
 3. Kinderkultur: für kreative, phantasievolle Kulturangebote unter Beteiligung von Kindern und Jugendlichen,
 4. Spielraum: für besonders schöne Spielräume, die unter Beteiligung von Kindern und Jugendlichen geplant und realisiert wurden und
 5. Schule: für Veränderung von Schule durch Schülerinnen und Schüler.

▼ In Basler Museen
hinter die Kulissen geblickt

Eine Erwachsenen- und eine Kinderjury werden in getrennten Sitzungen den Preisträger in der jeweiligen Kategorie auswählen. Bewerben können sich interessierte Vereine und Verbände, Einsendeschluß ist der **30. April 2003**.

Informationen und Bewerbungsunterlagen sind erhältlich bei: Deutsches Kinderhilfswerk, Leipziger Straße 116-118, 10117 Berlin, E-Mail: dkhw@dkhw.de oder Internet unter www.dkhw.de.

Baden-Württemberg

Der Verein für Museumspädagogik Baden-Württemberg veranstaltet bereits seit zwei Jahren die erfolgreiche Serie „Einblicke“. Hierbei besuchen die Mitglieder des Vereins ausgewählte Museen im Ländle. Am **29. Januar** ging es zum ersten Mal über die Grenze in das benachbarte **Basel** mit seiner reichen Museumslandschaft. Die Schweizer Kolleginnen hatten ein anspruchsvolles Programm ausgearbeitet. Insgesamt boten sie vier Workshops

an: „Tierleben“ und „Selbstbild“ im Kunstmuseum Basel, „Augenblicke – Gesichter aus der Antike“ im Antikenmuseum und „Bürgerliche Lebensräume“ im Historischen Museum. Die Museumsdienste Basel gewährten dabei spannende Einblicke in ihre pädagogische Arbeit. Alle Beteiligten waren sich darüber einig, daß man in Zukunft häufiger den Nachbarn über den Zaun schauen sollte.

Norddeutschland

Jahrestagung: „Erlebnis: Lernen“ 9.+10. Februar 2003 in Bremen

Das UNIVERSUM Science Center in Bremen hatte den AK-Nord nach Bremen eingeladen, und so wurde zum Tagungsort das passende Tagungsthema gefunden. Die Beziehungen zwischen Erlebnis – Pädagogik – Lernen wurden von den Referenten und gut 40 Tagungsteilnehmern in unterschiedlicher Weise verknüpft, gewichtet und vertreten.

Als prominenter Vertreter der Er-

lebnispädagogik trat Prof. Dr. Dr. Jörg Ziegenspeck vor allem dafür ein, daß Kindern häufige und vielfältige Erlebnissituationen ermöglicht werden. Um den TeilnehmerInnen die Auswirkungen deutlich vor – meistens geschlossene – Augen zu führen, sollten verschiedene Aufgaben gelöst werden. Und mancher wunderte sich über sein Verhalten zur Bewältigung einer „Höhlenwanderung“ oder „Fantasiereise“ oder auch bei der Bewältigung einer praktischen Geometrieaufgabe mit einem ganz und gar unpraktischen Gerät, nämlich einem Seil. Es war eine vernünftige Einführung in die Erlebnispädagogik und eine vorzügliche Einstimmung in das Tagungsthema.

Vier weitere Tagungsvorträge folgten. Torsten Wolsdorf aus dem Team „Dialog im Dunkeln“ stellte das Konzept dieser „Mitmachausstellung“ unter erschwerten Bedingungen vor in inszenierter natürlicher oder städtischer Umgebung, auf einer simulierten Bootsfahrt oder in einer Bar, wo man nun tatsächlich auch etwas bestellen oder bekommen konnte. Doch wie z.B. die unseren Umgangsformen entsprechende Reihenfolge einhalten? Diese Ausstellung kann in der Hamburger Speicherstadt noch bis 2005 besucht werden.

Regina Tuitjer brachte den TeilnehmerInnen den Erlebniszoo Hannover näher. Das neue Informations- und Bildungskonzept beruht neben dem dreistufigen Beschilderungssystem vor allem auf einer den natürlichen Lebensräumen der Tiere entsprechend inszenierten Umgebung. Und die Elefanten im verfallenen Palast dankten es dem Zoo jüngst mit der Geburt eines Kalbes.

Hans-Georg Ehlers-Drecoll zeigte in Bild und Ton das immer realer werdende mittelalterliche Dorf bei Stade. Von Schülern, Eltern und Lehrern errichtet, dient es immer wieder Gruppen aus dem Stader Raum zur Durchführung von Projektwochen. „Sommer immer ausgebucht“, heißt es seit Jahren. Und



als Geheimtip bietet es sogar in der Dorfkirche die Möglichkeit, ganz real zu heiraten.

Ulrike Neidhöfer stellte ihr Konzept eines mobilen Kindermuseums vor. Da Kinder immer neugierig sind, gern etwas probieren, betrachten und erforschen möchten, vielleicht um darüber zu staunen, bietet das mobile Kindermuseum Projektmaterial für viele Themen, realisiert Ausstellungen und Aktionen oder bietet Fortbildungsmaßnahmen für neugierige und wißbegierige Erwachsene an.

Nach diesem dichten Programm nahmen etwa 20 TeilnehmerInnen die Gelegenheit wahr, ein Abendessen im Restaurant des Überseemuseums in guter Gesellschaft zu erleben. Wie immer bei diesen Gelegenheiten können alte Bekanntschaften erneuert oder neue geschlossen werden. Sind Häufigkeit und Lautstärke des Gelächters ein Maßstab für einen gelungenen Abend, so war dieser Treffpunkt für die „Gruppensüchtigen“ sehr gut gewählt.

Am Montag ging es dann durch das Universum – ganz der Philosophie dieses Science Centers folgend – ohne Führung, individuell oder in Kleingruppen. Je nach Interessenlage schloß man sich einer Expedition an: Erde, Mensch oder Kosmos konnten in etwa 200 Experimenten erfahren

werden. Während es einige in die Gebärmutter zog, wollten andere durchaus das Erdbebensofa erproben. Eine Zeitreise zu den Anfängen oder eine Tauchfahrt in die Tiefen des Meeres waren ebenso möglich wie der Blick auf die lebenden Fossilien der Schlammpringer. Und wer wollte, konnte arktische Temperaturen fühlen oder sich seine eigene Dünenlandschaft im Miniformat gestalten. Wenn sich vielleicht auch bei dem einen oder der anderen Fremdheits- oder Distanzgefühle zu dieser Schau einstellten, für die anwesenden Kinder und Jugendlichen war es „einfach super“, wie sehr glaubhaft immer wieder auf Anfrage geurteilt wurde. Und mehr als 1 Million Besucher in zwei Jahren sprachen sich auch mehrheitlich dafür aus, wieder einmal ins Universum reinzuschauen.

Natürlich wurden alle anstehenden Fragen zu Idee, Gestaltung, Kooperation und der Pädagogik anschließend von Dr. Kerstin Haller und Dr. Tobias Wolff beantwortet, so daß bei den Gesprächen während des anschließenden gemeinsamen Mittagessens in der Uni-Mensa die einhellige Meinung herrschte: Diese Tagung in Bremen war ein Erlebnis, und gelernt haben wir dabei auch!

Hanna Dudek

Ostdeutschland

Die **1. Jahrestagung 2003** „Museumspädagogik jenseits von Schulklassen? Was bleibt“ findet vom 20.–21. Juni 2003 in Kooperation mit dem Industriemuseum Chemnitz (Neueröffnung April 2003) statt (www.saechsisches-industriemuseum.de).

Weitere Informationen bei: Folker Metzger, folker.metzger@dhmd.de

Der Arbeitskreis Ostdeutschland hat einen **neuen Vorstand**:

1. Vorsitzender: Folker Metzger, Dresden,
2. Vorsitzender Alfred Georg Frei, Fachhochschule Merseburg, Geschäftsführerin Gabi Schreier, Jena, Schatzmeisterin Claudia Marks, Leipzig.

Beisitzer: Michael Matthes, Berlin, Mareike Ballerstedt, Görlitz, Katharina Bechler, Dessau, Wörlitz.

Der Verein dankt den bisherigen Vorsitzenden Arnold Vogt und Rita Klages für die hervorragende Arbeit.

Bundesverband Museumspädagogik e.V.

Beatrix Commandeur
Rheinisches Industriemuseum Alte Dombach
51465 Bergisch Gladbach
fon 02202-93 668 13, fax -93 668 21
e-mail: beacommandeur@t-online.de

Verein für Museumspädagogik Baden-Württemberg e.V.

Dr. Gudrun Schnekenburger
Archäologisches Landesmuseum Konstanz
Benediktinerplatz 5, 78467 Konstanz
fon 07531-98 04 42, fax -68 452
e-mail: schnekenburger@konstanz.alm-bw.de

Landesarbeitskreis Museumspädagogik Bayern e.V.

Eva-Marie Weber, Museum Mensch und Natur
Schloß Nymphenburg, 80638 München
fon 089-17 13 82, fax -17 84 380
e-mail: weber@musmn.de

Arbeitskreis Museumspädagogik Hessen e.V.

Wolf von Wolzogen, Historisches Museum
Saalgasse 19, 60311 Frankfurt/ Main
fon 069-2123 4611, fax -2123 0702
e-mail: Wolf.vonWolzogen@Stadt-Frankfurt.de

Arbeitskreis Museumspädagogik e.V. Norddeutschland

Hans-Georg Ehlers-Drecoll
Schwedenspeicher/MPD
Am Wasser West, 21683 Stade
fon 04141-32 22, fax -457 51
e-mail: aknord@web.de

Arbeitskreis Museumspädagogik Ostdeutschland e.V.

Folker Metzger
Deutsches Hygiene-Museum Dresden
Lingnerplatz 1, 01069 Dresden
fon 0351-4846 407/670, fax -4846 595
e-mail: folker.metzger@dhmd.de

Arbeitskreis Museumspädagogik Rheinland-Pfalz/Saarland e.V.

Michael Geib, Museum im Westrich
Miesenbacher Straße 1
66877 Ramstein-Miesenbach
fon 06371-592 177, fax -592 199

Arbeitskreis Museumspädagogik Rheinland und Westfalen e.V.

Gerhard Ribbrock, Kunstmuseum in der alten Post
Viktoriaplatz 1, 45468 Mülheim/Ruhr
fon 0208-455 41 72, fax -455 41 34
e-mail: gerhard.ribbrock@stadt_mh.de

Standbein Spielbein.

Museumspädagogik aktuell

Hg. Bundesverband Museumspädagogik e.V.

Redaktion: Romy Steinmeier, Hamburg

ISSN 0936-6644

Ausgaben 2002

Nr. 62, April 2002

Schwerpunkt: Museumspädagogik in Freilicht- und Industriemuseen

Nr. 63, August 2002

Schwerpunkt: Bildungsdiskussion ohne Museen?

Nr. 64, Dezember 2002

Schwerpunkt: Museumspädagogik in Kunstmuseen

Artikel

Andreas Benedict, Zielgruppe:

Junge Erwachsene. 64/2002, S. 31-34

Ina Bielenberg, Bildung – nur eine

Angelegenheit der Schulen? 63/2002, S. 11-12

Bildungsratschlag des BKJ.

63/2002, S. 12-14

Julia Breithaupt, Bildungsarbeit

im Museum – Bemerkungen zu einem Begriff. 64/2002, S. 5-7

Michael Cassin, „hands-on“

in the head. 64/2002, S. 7-9

Anja Ciupka, „Acrylfarben

schmecken gut!“. 64/2002, S. 24-26

Beatrix Commandeur/

Arnold Vogt, Zeitzeichen –
Leitzeichen. Einführung.

63/2002, S. 18

Doris Edler, Herr Chodowiecki

und der Bleistift. 64/2002,
S. 18-19

Wolfgang Ernst, Museale Authen-

tizität in einer Welt der virtuellen
Kommunikation? 63/2002,
S. 21-28

Michael Giacomozzi, X-visitors –

Eine Dokumentationsausstellung
über Kommunikation und Didak-
tik im Museion Bozen. 62/2002,
S. 28-30

Christine Götze/

Sven Nommensen, Freilicht-
museum am Kiekeberg –

Betriebsausflüge: Seismografen
im Wandel eines Museums.

62/2002, S. 16-18

Wolfgang Guthardt, Wissen

schafft Zukunft – Lernen mit
Spaß im PHAENO. 63/2002,
S. 7-8

Wolfgang Hase, Multikulturelles

auf dem Lande: handgreifli-
che Annäherung an das „Blaue
Wunder“. 62/2002, S. 10-12

Christiane Heuwinkel, Mission

impossible? Museumspädagogik
im Kunstmuseum. 64/2002,
S. 12-15

Anke Hufschmidt, Museen in

Bewegung: Über den Leitbild-
prozeß der Museen in Ostwest-
falen-Lippe. 63/2002, S. 18-21

Inge Jockers, „Auch wenn es

nur ein bäuerlicher Fußboden ist“
– Museumspädagogik an Freilicht-
museen. 62/2002, S. 2-5

Christiane Jürgens, Kinder in

Kunstmuseen. 64/2002, S. 19-24

Gabriele Kindler, Lebenslanges

Lernen im Museum. 63/2002,
S. 14-17

Harald Krämer, Look and feel good.

64/2002, S. 44-49

Gesine Kröhnert, Ein Museums-

besuch. Mehr als nur ein Augen-
blick. 62/2002, S. 18-19

Anja Kuhn, Von Schrittmachern

und Stolpersteinen der
Museumspädagogik im West-
fälischen Industriemuseum.
62/2002, S. 24-27

Ute Lefarth-Polland/
Folker Metzger, AUWEIA –
Bildung: ein Leben lang. 63/2002,
S. 4-6

Ute Lefarth-Polland/
Folker Metzger, Aufbruch
in Sachen Technik. 63/2002,
S. 6-7

Sabina Leßmann, kunstbegegnung –
Tiere im Kunstmuseum Bonn.
64/2002, S. 10-12

**Franziska Lobenhofer-
Hirschbold**, Guglfing – ein
imaginäres Dorf in den Bergen.
62/2002, S. 13-15

Wiebke Mailahn, „Museen sind
so jung wie ihre User“. 64/2002,
S. 27-29

Ivo Maroevic, Museumsaus-
stellung – Museologische Heraus-
forderung. 63/2002, S. 28-30

Carola Marx, Deutsch lernen
vor Bildern. 64/2002, S. 16

HG Merz, Wunderkammer versus
Wunderland. 64/2002, S. 40-42

Daria Ozerova, die „Wieder-
geburt“ der Museumspädagogik
in Rußland. 62/2002, S. 30-35

Volker Rodekamp, Ausstellungs-
management versus Aus-
stellungspädagogik? 64/2002,
S. 43-44

Werner Sasse, Handlungsorien-
tiertes Lernen an Freilichtmuseen.
62/2002, S. 6-7

Jürgen von Schemm, „Lebende
Bilder“ und vermittelndes Spiel.
64/2002, S. 36-39

Silke Schicktanz/Jochem Rieger,
Public Understanding
of Life Science? 63/2002, S. 8-10

Christiane Schrübbers, Weiter-
bildung im Detail: Was ist eine
gute Führung. 63/2002, 10-11

Peter Schüller, Methodisch kor-
rekt!? 64/2002, S. 4-5

Martina Spies, Erlebnis Kinder-
woche im Freilichtmuseum
Hessenpark. 62/2002, S. 8-10

Simone Streck, Moderne Kunst
lebt von der Wahrnehmung
und die Wahrnehmung liegt im
Betrachter! 64/2002, S. 17-18

Eva Wal, „Durchbruch“ –
Ein museumspädagogisches
Projekt hintern Gittern.
63/2002, S. 34-37

Petra Weber-Obrock,
Entdeckungsreisen
durch die Kunst der Gegenwart.
64/2002, S. 29-30

Angela Wenzel, Atelier surreal in
K20 Kunstsammlung Nordrhein-
Westfalen. 64/2002, S. 34-35

**Susanne Wernsing/
Martin Schmidt**, Sechs Schau-
plätze – ein Museum. 62/2002,
S. 20-23

Tagungsnachlese Berlin Vol. 2:
Kurzporträts Manfred Tunn,
Silke Hollender. 62/2002,
S. 35-40

Tagungsnachlese Berlin Vol. 3:
Kurzporträts Gabriele Schreier,
Nele Güntheroth. 63/2002,
S. 30-34

Bundesverband und Arbeitskreise

62/2002, S. 40-44
63/2002, S. 38-39
64/2002, S. 50-52

Ausstellungen

62/2002, S. 45-46
63/2002, S. 40
64/2002, S. 54-55

Publikationen

62/2002, S. 47
63/2002, S. 40-41
64/2002, S. 55-56

Termine

62/2002, S. 47-51
63/2002, S. 41-46
64/2002, S. 56-59

Düt un Dat

62/2002, S. 51-55
63/2002, S. 46-50
64/2002, S. 60-62

Interviews

62/2002, Inge Jockers, S. 57
64/2002, Doris Edler, S. 63



Ulrike von Gemmingen, Kunstpädagogin, ist seit 1984 Mitarbeiterin der Münchner Volkshochschule, zunächst als Leiterin des Pilotprojektes „Museumswerkstatt mit Ausländern“ in der Abteilung Ausländische Arbeitnehmer und seit 1989 Fachgebietsleiterin in der Abteilung Kunst, Kultur, Kreativität für die Bereiche Kunst- und Kulturgeschichte und Museumspädagogik. Seit 2002 zweite Vorsitzende des Landesarbeitskreises Museumspädagogik in Bayern e.V.

Gehst du auch im Urlaub ins Museum?

Natürlich vor allem auf meinen zahlreichen Reisen nach Großbritannien (meine Tochter lebt in London, meine Schwiegereltern leben in Glasgow). Ein Blick hinter die Kulissen und die Kontakte zu Museumspädagogen sind immer inspirierend.

Was ist für dich das Wichtigste am Museum?

Die immer währende Inspirationsquelle – dies gilt fast für jede Ausstellung – gibt mir Impulse zum

Nachdenken und Überdenken nicht nur von pädagogischen Plänen, sondern auch für meine persönlichen Visionen und für die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur.

Was ärgert dich an Museen am häufigsten?

Viele Museen sind nicht auf Besucher eingestellt, die Ausstellungsideen und Texte sind oft zu unverständlich oder umständlich, meist gibt es nicht genügend „Ruhe-Oasen“ für die Kontemplation, oft sind die museumspädagogischen Räume Abstellkammern.

Stell' dir vor, du hast alle Möglichkeiten und jede Menge Geld – welche Vision hast du?

Ich würde das Geld für übergreifende Projekte im Museum und anderen kulturellen Orten einsetzen wollen, für eine Verschränkung der Künste: Bildende Kunst – Theater – Tanz – Literatur – Musik. Mit der Förderung für Projekte mit Menschen, die sich Bildung normalerweise nicht leisten können und Künstlern, die für solche Vorhaben zu begeistern sind.

Was macht dir an deiner Arbeit am meisten Spaß?

Ideen entwickeln mit meinen Dozenten, im Team mit meinen Kollegen und engagierten Kollegen aus dem Museum.

Und was am wenigsten?

Unnötige Bürokratie, Alibi-Statistiken

Was tust du zur Entspannung?

Meine künstlerische Tätigkeit: Collage, Holzschnitt, Serien. Meinem Mann, der Pianist ist, zuhören, gemeinsam mit ihm Kunst- und Musikprojekte entwickeln, zurzeit zu den Diabelli-Variationen von Beethoven. Meine Tochter besuchen, diskutieren, spazieren gehen, reisen.

Wenn du dein Leben neu beginnen könntest, was würdest du am liebsten tun?

Wieder Kunst studieren, aber auch Gemälderestaurierung und Ethnologie (Indien).

Welche Eigenschaft schätzt du an dir am meisten?

Kreativität

Welche deiner Eigenschaften gefällt dir am wenigsten?

Schüchternheit und Vorsicht

Wolf von Wolzogen ist seit 1990 als Museumspädagoge am Historischen Museum Frankfurt tätig und zudem im Vorstand des Arbeitskreises Museumspädagogik Hessen und der Jugendbegegnungsstätte Anne Frank.

Gehst du auch im Urlaub ins Museum?

Sicher. Wieviel Aufschluß über eine unbekannt Region erhalte ich allein durch die historischen lokalen Museen.

Welches Museum oder welche Ausstellung hat dich in der letzten Zeit am meisten beeindruckt?

„Archäologie in Deutschland. Menschen, Zeiten, Räume“, zusammen mit der „Not“-Ausstellung „Nach der Flut. Dresdener Skulpturensammlung in Berlin“ im Gropiusbau.

Was ist für dich das Wichtigste am Museum?

Offen zu sein für alle BesucherInnen. Ein lebendiger Ort am Puls der Zeit.

Stell' dir vor, du hast alle Möglichkeiten und jede Menge Geld – welche Vision hast du?

Mit einer Stiftung dritte Wege beschreiten: interdisziplinär, interkulturell; eine Plattform für unübliches Denken und Tun.

Was macht dir an deiner Arbeit am meisten Spaß?

Der Kontakt zu allen Menschen

Und was am wenigsten?

Unnötige Bürotätigkeit

Was tust du zur Entspannung?

Davor ist die Pendelei zwischen Frankfurt am Main und Potsdam. Dann: Einander Vorlesen. Im Augenblick „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane.

Wenn du dein Leben neu beginnen könntest, was würdest du am liebsten tun?

Ein Sprachstudium in England und Frankreich und ein Studium der Kulturanthropologie + Kulturmanagement als Basis für interkulturelle Projekte auf dem Weg nach Europa.

Welche Eigenschaft schätzt du an dir am meisten?

Verbindlichkeit

Welche deiner Eigenschaften gefällt dir am wenigsten?

Sparsamkeit